



Siegfried
Heinzelmann

Brücke zum andern Ufer

Rundfunkandachten

Siegfried Heinzelmann

Brücke zum andern Ufer

Rundfunkandachten

Sonnenweg-Verlag

Die hier veröffentlichten Andachten von Siegfried Heinzelmann wurden im »Südfunk-Stuttgart« und »Südwestfunk Baden-Baden« gesendet. Ein Teil erschien in früheren Ausgaben des Autors, die aber inzwischen vergriffen sind.

Quellenangaben: *Bosmans, Phil* aus »Vergiß die Freude nicht«, 38. Aufl. 1983, Verlag Herder GmbH, Freiburg. *Bruder, Otto* Gotthelf Verlag, Zürich. *Fritzsche, Gerhard* aus »Lob aus der Tiefe« Hrsg. Samuel Rothenberg, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen. *Klepper, Jochen* aus »Trostlied am Abend« in »Ziel der Zeit«, Luther-Verlag, Bielefeld. *Maurer, Adolf* Friedrich Reinhardt Verlag, Basel. *Müller-Osten, Kurt* aus »Brich an, du großer Tag«, Johannes Stauda Verlag, Kassel. *Nöther, Ruth* aus »Getroster Weg«, Evang. Verlagsanstalt GmbH, DDR-Berlin. *Roth, Erich* Pfarrer Dr., Offenburg. *Roth, Eugen* Dr. Roth Erben, München. *Schüler, Gustav* Eugen Salzer Verlag, Heilbronn. *Weinheber, Josef* Otto Müller Verlag, Salzburg. *Wildgans, Anton* aus »Gedichte – Musik der Kindheit – Kirbisch«, Verlag Kremayr und Scheriau, Wien.

Für die freundlich erteilte Abdruckerlaubnis danken Autor und Verlag den Autoren und Verlagen. Von manchen Texten konnte die Herkunft leider nicht festgestellt werden.

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Heinzelmann, Siegfried

Brücke zum andern Ufer: Rundfunkandachten /
Siegfried Heinzelmann. -1. Aufl.-Konstanz:
Sonnenweg-Verlag, 1984.
ISBN 3-7975-0301-6

1. Auflage 1984

© by Sonnenweg-Verlag, Konstanz

Herstellung: Leiblarth + Schwarz, Grafischer Betrieb, 7433 Dettingen

Titelfoto: Rhone mit Saint-Bénézet-Brücke bei Avignon; Aufnahme Dieter Sigl

Titelgestaltung: Hans Hug Stuttgart

Printed in Germany

Inhalt

Vorwort	7
Brücken	9
Vom andern Ufer her	9
Nur Übergang	11
Brückenbauer	12
Die guten Häuser	14
Das Vaterhaus	14
Das Schulhaus	16
Das Rathaus	17
Das Gotteshaus	19
Gott gab Augen, Ohren, Mund	20
Augen	20
Ohren	22
Mund	24
Wellen	26
Himmel, Erde, Luft und Meer	26
Wellen der Vergänglichkeit	28
Wogen des Zweifels	29
Aus den Ferien mitgebracht	31
Stecken und Stab	31
Blick auf die Schuhe	33
Das rechte Fundament	36
Schönheit	38
Morgenglanz	38
Schöner Baum	40
Edler Stein	42
Sieh, wie die Blumen stehn	44
Hat mein Leben einen Sinn	49
Bibel ohne Worte	54

Sprichwörtliches	58
Das stille Kämmerlein	58
Wer sucht, der findet	59
Splitter und Balken	61
Die goldene Regel	63
Unser tägliches Brot	65
Feuer muß brennen	71
Die Tür zur Weihnacht	76
Gespräch an der Krippe	79
Eine stille, heilige Nacht	81
Wie wir Weihnachten feierten	84
Alles geborgt	88
Christus auf dem Trödelmarkt	93
Aus Rot wird Weiß	98
Am Kreuz scheiden sich die Geister	102
Ein Kreuz und vier Farben	108
Das Rote Kreuz	108
Das Blaue Kreuz	110
Das Grüne Kreuz	111
Das Weiße Kreuz	114
Die Gebote bleiben	115
Liebkosende Hände	120
Paulus erstmals in Athen	126
Nicht vernichtet – ausgelöscht – untergegangen	132
Geliebt in Ewigkeit	136
Aus Psalm 139	141
Bibelstellenverzeichnis	142

Vor dreißig Jahren beauftragte mich meine badische Landeskirche, in geistlichen Rundfunksendungen mitzuwirken. Zuerst von Mannheim aus im Südfunk Stuttgart, dann von Baden-Baden aus im Südwestfunk. Ich weiß noch gut, wie mir beim ersten Mal zumute war, ohne Kirchenraum, ohne sichtbare Gemeinde, in einer »stillen Kammer«, in der ohne Klang und Echo im »Kammerton« zu sprechen war. Den Mut dazu gab mir das Wort Jesu: »Was euch gesagt wird ins Ohr, das predigt auf den Dächern« (Matthäus 10, 27). Ich dachte an die Antennen auf den Häusern, an die Geräte in den Stuben und an Zuhörer, die vielleicht hinhörten und aufmerkten. Ich gab weiter, was meine Ohren gehört und meine Sinne erfaßt hatten. Ich versuchte zu erzählen, zu berichten, zu erklären und zu bekennen. Es sollte Gottes Wort in meinen Worten hörbar und verständlich werden. So nahm ich Beispiele, wo ich sie fand, zur Anschauung, zur Hilfe und zur Erbauung. Immer ließ ich's zuerst einmal durchs eigene Herz gehen, damit es andern zu Herzen ginge, so gut ich's eben konnte.

Voll Staunen merkte ich nach jeder Sendung, welche Entfernungen, Klüfte und Abgründe, Täler und Höhen diese Wellen mit meinen Worten übersprangen. So unsichtbar Worte und Wirkungen waren, so deutlich waren die Bogen, die sich zu Brücken zusammenfanden, die nicht trennten, sondern zusammenführten, so wie es die ersten Beiträge dieses Buches zeigen wollen. Gottes Wort läuft über sie hin und her. Daß es weiterlaufe und diese Sendungen nochmals aufnahmebereite Empfänger finden erhofft sich

Siegfried Heinzelmann

Brücken

Vom andern Ufer her

Es gibt in Frankreich eine Brücke über die Rhône, die weit hin bekannt geworden ist. Und zwar deshalb, weil diese Brücke eigentlich gar keine richtige Brücke ist. Sie führt nämlich nicht zum andern Ufer, sondern nach dem 4. Bogen bricht sie plötzlich ab. Sie endet mitten im Strom. Es gibt keine Widerlager mehr für sie am andern Ufer. Dort erstreckt sich heute unberührt die Landschaft mit ihren Hügeln und Feldern. Ein Brückenschlag kommt nicht zustande. Eine dargereichte Hand wird nicht angenommen. Und niemand weiß heute mehr recht, warum eigentlich nicht. Und so steht diese Brücke seit Jahrhunderten da. Ein Liedlein gibt es vom »pont d'Avignon«, die Jugend pflegt darauf zu tanzen in hellen Nächten und – noch etwas Merkwürdiges: Auf dem einen Pfeiler ist eine Kapelle erbaut. Diese Brücke, ohne Zweck, hat für mich etwas ungemein Symbolhaftes, deshalb erwähne ich sie. Denn an jedem Tag beginnen wir in irgendeiner Form Brücken zu schlagen ans andere Ufer, zum andern Menschen. Denn all unsere Arbeit und unser Tun ist der Versuch eines Brückenbaues. Oder wollen wir etwa schon gar nicht mehr? Das ist die Frage, die ich stelle, das ist die Besorgnis, die ich habe. Haben wir uns wie die in Avignon mit der halben Brücke abgefunden? Ist sie zu einem Stückchen Romantik, zur Gelegenheit verpielten Lebens mit etwas Tanz, mit etwas Andacht in der Kapelle geworden? Aber nach drüben, wohin sie eigentlich führen sollte, gibt es keinen Weg, nur den Abgrund. Sollten wir uns in Jahrzehnten daran gewöhnt haben?

Wir kennen ja diese abgebrochenen Brücken, ganz gleich, ob sie einmal bestanden haben oder nie zum Ufer führten,

recht gut. Es gibt sie auf allen Gebieten, im rein Menschlich-Persönlichen, aber auch im Staatlich-Politischen. Wer denkt da nicht an jeden gesperrten Übergang, an unzählige blockierte und gesprengte Brücken?

Und wie steht es mit dem Brückenschlag ans jenseitige, ganz andere Ufer? Wer sich einmal in die Religionsgeschichte der Menschheit vertieft, der sieht ein riesiges Bemühen seit Jahrtausenden, Brücken zum Jenseits zu schlagen, Brücken zum Ewigen. Aber jede Brücke, die *wir* bauen, bleibt mitten im Abgrund, unvollendet, und wenn wir die schönste Kapelle auf dem letzten Brückenpfeiler installieren sollten. Wieviel Not und Zweifel, wieviel hektischer Betrieb, wieviel Tanz am Abgrund ist aus all dem geworden. Und von dort her, meine ich, kommt es auch zu den vielen abgebrochenen Brücken untereinander. Dabei ist es in Wahrheit ganz anders. Die Brücke ist gebaut, aber nicht von uns, sondern vom andern Ufer her. Und diese Brücke reicht wirklich bis zu uns, an unser Ufer, in unsere Gegenwart, in unsere Familie, in unser Inneres. Wenn Jesus sagt: Ich bin der Weg, dann bedeutet das: Dieser Weg geht über den Abgrund, sicher und stabil. Und wenn dieser Weg zu uns führt, dann führt er auch von uns zu ihm. Wir brauchen uns nur aufzumachen und ihn zu gehen. Er ist der Weg, er ist die Brücke, er führt zum sicheren Ufer auf die andere Seite.

Otto Bruder, ein religiöser Dichter unserer Zeit, hat das so gesagt:

Gott, der Herr, hat eine Brücke geschlagen
über die Kluft, die zwischen Himmel und Erde ist.
Die Brücke, das ist der heilige Christ;
alle, die glauben, will er hinübertragen.

Nur Übergang

Wer nach Florenz kommt, dem rate ich, zuerst einmal an den Fluß, den Arno, zu gehen. Da schaue er sich die alte Brücke an, die als einzige von allen Brücken dort den Krieg überlebt hat. Es ist eigentlich keine Brücke mehr, es ist eine Straße mit Häusern, unter denen wie zufällig ein Fluß hindurchfließt. Denn die drei Brückenbogen, die aus dem Jahre 1345 stammen, sind mit uralten Häuslein bestückt. Drei und mehr Stockwerke hoch sind sie. Sie ragen über die Brückenbogen hinaus. Dort haben seit dem Mittelalter die Goldschmiede und Juweliere ihre Läden. Und sie wohnen auch dort. Sogar kleine Gärtchen habe ich dort an einigen der Häuser, über dem Fluß in luftiger Höhe schwebend, entdeckt. Während ich über diese Brücke schlenderte und ihre Eigenart von allen Seiten photographierte, fiel mir ein Wort Jesu ein, das nicht in der Bibel steht. Es ist uns auf einem andern Weg überliefert worden. Südlich Delhi, im nördlichen Indien, steht in einem vom Urwald überwucherten Ruinenfeld auf dem Torbogen einer zerfallenen Moschee: »Jesus, über dem Frieden sei, hat gesagt: Diese Welt ist eine Brücke, geh hinüber, aber bau nicht deine Wohnung dort.« Dieses Wort kann nur aus der allerersten Zeit des Christentums stammen und nach Indien gekommen sein. Und da der Islam Jesus nach Mohammed als den größten Propheten anerkennt, nahm man dieses Wort auf.

Die Welt – eine Brücke. Ein naheliegender Gedanke. Die Welt ist vergänglich, wer hätte das nicht schon schmerzlich empfunden. Und wir sind es in dieser Welt erst recht. Brücke ist Übergang und weder Bauplatz noch Wohnsitz. Aber die Florentiner zeigen uns heute noch, daß man es anders machen kann. Sie haben sich – die Goldschmiede und Juweliere wenigstens – auf dieser Brücke häuslich nie-

dergelassen. Ich will sie nicht tadeln, daß sie gegen jede Erfahrung gehandelt und Jesu Wort nicht beherzigt haben. Aber ich will fragen, ob wir es anders, ob wir es besser machen. Gewiß, auf unsern modernen Brücken stehen keine Häuser und meistens ist sogar noch ein Halteverbot für die Autos erlassen. Aber wenn es stimmt, daß nach Jesu Worten die Welt eine Brücke ist, was dann? Ich weiß, daß man daran nicht gern erinnert wird. Sind wir doch auch heute wieder dabei, uns ganz fest auf dieser Brücke festzusetzen, um uns hier recht wohnlich einzurichten. Unser Rennen und Hasten heute dient doch der Mehrung unseres Besitzes auf dieser Brücke. Suchen wir nicht ein gesichertes Plätzchen für unsern Lebensabend und eine gute Kapitalanlage für unsere Kinder? Ein alter Spruch sollte uns nachdenklich machen: »Wir bauen hier so feste und sind doch fremde Gäste, und wo wir sollten ewig sein, da bauen wir so wenig ein.« Es ist ganz gut, einmal daran zu denken. Diese Welt ist nur Übergang. Vergessen wir das nicht. Aber das darf auch etwas Tröstendes haben. In Emmendingen gibt es eine Heimatbrücke. Goethe soll auf Bitten seines Schwagers, des Amtmanns Schlosser, folgenden Spruch für sie verfaßt haben: »Alles ist Übergang – zur Heimat hin«. Man muß wissen, wohin man kommt, wenn man über die Brücke geht. Dann versteht man Jesu Wort: »Diese Welt ist eine Brücke, geh hinüber, aber bau nicht deine Wohnung dort.«

Brückenbauer

Ja, wir können Brücken bauen. Und die Brücken führen die Menschen von Nord und Süd zusammen. Aber sind wir wirklich Brückenbauer von Mensch zu Mensch? Pontifex heißt der Brückenbauer auf lateinisch. Er spielte eine große

Rolle im alten Rom. Der Begriff wurde schon damals in übertragenem Sinn gebraucht. Denn der Pontifex stand im Dienst der Gottheit, er war Priester. Wir sind Techniker. Wir überbrücken die Meere und Abgründe. Es wäre besser, wir wären alle Priester, um die Brücken dort zu bauen, wo die gefährlichsten Schlünde drohen. Da kommt es wirklich noch mehr auf das letzte, verbindende Stück an. Da muß erst recht Millimeterarbeit geleistet werden. Die Seele des andern ist viel empfindlicher als der komplizierteste Bau unserer Technik. Wie leicht stürzt da nicht nur eine Brücke, sondern auch eine ganze Welt zusammen. Aber wie leicht kann auch mit dem letzten Brückenbogen, der gebaut wird, Freude gemacht, Zuversicht geschenkt und Friede erreicht werden.

Die schönste Brücke der Nachkriegszeit war eine Brücke, die man gar nicht sah, war die Luftbrücke nach Berlin. Die Berliner haben ihr ein eigenartiges Denkmal gesetzt: Einen Brückenbogen, der auf der Erde beginnt und sich zum Himmel streckt. Mehr konnten sie nicht ausdrücken, aber jeder Berliner weiß, was es bedeuten soll. Das war die Brücke der Hilfsbereitschaft. An solchen Brücken haben wir mitzubauen. Da kann jeder mittun. Dazu braucht man keine Brückentechniker, sondern eben echte Brückenbauer. Solche Brücken der verstehenden Herzen können wir aufbauen durch Gedanken. Von Vielen sind wir getrennt und Schreiben ist auch nicht immer möglich. Bauen wir die Brücke der liebenden Gedanken, der sich in treuer Fürbitte faltenden Hände. Solche Brücken können wir aufbauen mit deutlich vernehmbaren Worten, die wir aussprechen, daß es der andere auch hört. Genieren wir uns doch nicht, etwas Liebes und Gutes zu sagen. Man wartet auf solche Worte. Ich selbst möchte mit diesen Zeilen eine Brücke des Grüßens und Verstehens bauen und möchte den Bogen so weit span-

nen, daß er auch dorthin reicht, wo menschlich und politisch gesehen die Brücken abgebrochen zu sein scheinen. Solche Brücken können wir bauen durch die geschriebenen Worte unserer Briefe. Und wenn sich einer heute hinsetzt und endlich wieder einmal an seine alten Eltern schreibt, dann sollte mich das besonders freuen. Dann ist wieder eine Brücke gebaut. Und wir können solche Brücken bauen durch unsere Taten. Ich meine jetzt nicht nur die Päckchen oder eine Hilfe für das Nachbarkind. Ich meine die Tat der Versöhnung. Das eine fehlende Stück in der Verbindung zwischen Kindern und Eltern, zwischen den beiden Eheleuten wieder einzusetzen, das ist die Aufgabe des Brückenbauers. Und wenn heute einer hingehet und sich versöhnt mit seinem Vater oder seinem Ehepartner, dann wäre erst recht eine Brücke wieder hergestellt.

Denn Christus braucht unsere Hände, um Menschen zusammenzufügen. Christus braucht unsern Mund, um dem Mitmenschen etwas Liebes zu sagen. Christus braucht unsere Hilfe: Menschen sollen Brückenbauer sein. Er ist der Weg, aber wir müssen ihn gehen. Er hat die Brücke geschlagen, die zum himmlischen Vater führt. Aber wir müssen in seinem Auftrag die Brücke bauen, die zum Nächsten führt.

Die guten Häuser

Das Vaterhaus

Johann Peter Hebel benützt in seinen Geschichten gern die Wendung »sonst geht's zu bösen Häusern«. Man kann sich leicht denken, was damit gemeint ist. Aber wer spricht von den guten Häusern? Wir wollen es jetzt tun.

Das erste gute Haus ist das Haus, in dem wir uns befin-

den, das wir am Morgen zur Arbeit verlassen. Freuen wir uns am Abend, wenn wir zurückkehren und es von weitem sehen? Für Kinder ist es das Vaterhaus. Hier sind sie daheim, hier sind sie geborgen. Man nimmt das als Kind so selbstverständlich hin; erst später weiß man, was einem das Vaterhaus bedeutet. Nicht jeder hat ein Vaterhaus, in das er zurückkehren kann; es ist zerstört oder fortgenommen oder steht dort, wohin man nicht mehr kann. Und wer zurückkehren kann, wird die Erfahrung machen: »Als ich wiederkam, war alles leer...« Jugendzeit, Vater und Mutter kommen nicht wieder zurück. Aber wer ein gutes Vaterhaus hatte, darf es als ein Geschenk Gottes betrachten. Es begleitet ihn ein Leben lang und gibt Trost und Halt, wenn die Erinnerung so zurückgehen kann, wie es die Dichterin Ruth Nöther schildert:

In den kleinen Räumen spielte ich als Kind.
In den alten Bäumen, die das Haus umsäumen,
singt noch heut der Wind.
Von der Zeit zerrieben wurden Lust und Leid.
In mir ist geblieben Mutters zartes Lieben,
Vaters Freundlichkeit.
Dies ist nicht zerronnen in der Jahre Lauf,
denn die Kindheitswonne schließen sich als Brunnen
immer wieder auf.

Eine große Verantwortung liegt auf den Eltern, nun ihrerseits den Kindern, so gut sie können, ein solches gutes Haus zu bieten. Auch Jesus hatte ein Zuhause und ich denke, daß es ein gutes Zuhause war. Dort nahm er »zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen« (Lukas 2, 52), von dort ging er zum Gottesdienst in die Synagoge. Denken wir daran, daß das Vaterhaus ein Ausdruck jener tröstlichen Verheißung ist, nach der wir nach unserer Wan-

derschaft durchs irdische Leben für immer beim himmlischen Vater daheim sind. Denn Jesus hat gesagt: »In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen« (Johannes 14, 2).

Das Schulhaus

Vielen kommt das Schulhaus gar nicht so gut vor. Es ist das Haus, in das die Kinder so viele Jahre gehen »müssen«. Manches Schulkind denkt: Ach, wenn doch die Schule abbrennen oder einstürzen oder auf einmal nicht mehr dastehen würde! – Es gab eine Zeit, da war das tatsächlich so: Da brannten auch die Schulen, da wurden sie dem Erdboden gleichgemacht. Ich kann mich noch daran erinnern. Das war im Krieg und auch noch nach dem Krieg. Wie sehnte man sich da nach einem guten, festen Schulhaus mit richtigen Fenstern und einem warmen Ofen!

Mit dem Schulhaus ist es wie mit dem Vaterhaus. Erst viel später weiß man, was man daran gehabt hat. Mancher kommt nachher öfters wieder in seine alte Schule:

Und oft im Frühling, wenn ich einsam gehe,
lockt es mich heimlich raunend in die Nähe
der Vorstadt, wo noch meine Schule steht.

Da kann es sein, daß eine Straßenkrümmung,
die noch wie damals ist, geweihte Stimmung

in mir erblühen macht wie ein Gebet. (Anton Wildgans)

Seien wir doch ehrlich: Was würde aus uns, wenn wir nicht lesen, schreiben und rechnen lernten? Und Gottes Gebote nicht kennen? Darum wollen wir dem Schulhaus dankbar sein, auch wenn wir manchmal etwas seufzten. Und vor allem wollen wir denen dankbar sein, die uns unterrichteten. Es ist nämlich gar nicht so leicht, einem andern etwas beizubringen. Das erfordert Mühe und Kraft,

Geduld und nochmals Geduld. Auch die Lehrer seufzen mehr als einmal. In der Bibel, im Hebräerbrief (13, 17), steht der wichtige Satz: »Gehorchet euren Lehrern und folget ihnen; denn sie wachen über eure Seelen und dafür müssen sie Rechenschaft geben; damit sie das mit Freuden tun und nicht mit Seufzen, denn das wäre nicht gut für euch.«

Der Lehrer ist nicht der Gegner und nicht der Quälgeist des Schülers. Er hat seinen Auftrag von Gott. Der sprach schon im Alten Testament, zur Zeit Mose: »Höret die Gebote und Rechte, lernet sie und bewahret sie, daß ihr danach tut« (5. Mose 5, 1). – Und wie kann ein Mensch sie anders hören und lernen, als durch das Geschick und die Bemühung eines Lehrers! Da ist das oft so prosaische und nüchterne Schulhaus dennoch und gerade ein gutes Haus, weil dort gelehrt und gelernt wird; und das kann nur geschehen aus einem guten Geist, aus Gottes heiligem Geist heraus. Der Apostel Paulus mahnt im zweiten Brief an Timotheus (3, 14. 15): »Du aber bleibe bei dem, was du gelernt hast und was dir anvertraut ist; du weißt ja, von wem du gelernt hast und daß du von Kind auf die heilige Schrift kennst, die dich unterweisen kann zur Seligkeit durch den Glauben an Christus Jesus.«

Das Rathaus

Es ist meistens ein stattliches Haus und steht mitten im Ort. Wenn einer zu seiner Frau sagt: »Heute muß ich aufs Rathaus!« dann klopft ihm vielleicht doch etwas das Herz, auch wenn er den Bürgermeister persönlich kennt; denn dann wird's amtlich. In der Stadt dagegen umfaßt das Rathaus einen ganzen Gebäudekomplex; es gibt eine Flucht von Amtszimmern, und man bekommt lediglich Herzklopfen,

bis man die zuständige Stelle gefunden hat. Ist auch das Rathaus ein gutes Haus? »Das hängt ganz von der Partei ab, die dort regiert«, meint vielleicht der eine. Und der andere denkt an Bürokratie und Steuern und will nichts davon wissen. Und mancher wird das Herzklopfen beim Gedanken an das Rathaus sein Leben lang nicht los. Das stammt noch aus der Zeit, als man auf dem Rathaus nur als Untertan, als registrierter Einwohner, als registrierter Befehlsempfänger angesehen wurde. Da war es dann ein böses Haus. Und die Arrestzellen füllten sich, und politische Vergehen waren schlimmer als alle anderen. Ja, es gab immer wieder bösen Rat, und es ist ja Christus selbst gewesen, der von einem solchen Rat zum Tod verurteilt worden ist und auch später wurden viele andere um ihres Glaubens willen verurteilt. Da war vergessen, was schon in den Sprüchen Salomos (8, 14. 15) zu lesen ist. Dort heißt es von der göttlichen Weisheit: »Mein ist beides, Rat und Tat, ich habe Verstand und Macht. Durch mich regieren die Könige und setzen die Ratsherren das Recht.« Wer aber aus eigener Machtvollkommenheit regieren will, der wird zum Unglück. Die Bürgermeister, Ratsherren, Stadträte und Beigeordneten werden heute von uns, den Mitbürgern, gewählt. Wir geben ihnen den Auftrag; vor Gott tragen sie die Verantwortung. Arbeit, die wir in unserem eigenen Interesse und für das Gemeinwohl tun sollten, nehmen sie uns ab. Sie zerbrechen sich den Kopf, wie die zur Verfügung stehenden Steuermittel vernünftig einzusetzen sind, was gebaut, erhalten oder unterhalten werden soll. Unsere Sicherheit, unser Fortschritt, unser Wohlergehen liegt, menschlich gesprochen, zum großen Teil im Rathaus. »Suchet der Stadt Bestes«, hat einst der Prophet Jeremia (29, 7) gesagt, »und betet für sie zum Herrn, denn wenn's ihr wohlgeht, so geht's auch euch wohl.«

Das Gotteshaus

Es gibt ein Haus, das den Namen des Höchsten trägt: Das Gotteshaus. Da möge nun jeder das Gotteshaus vor Augen haben, das er kennt und liebt: seine Kirche. Dort ist er getauft worden, dort ist er in den Kindergottesdienst gegangen und konfirmiert worden. Im 26. Psalm (8) steht das Bekenntnis: »Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses.«

Einmal stand ich an der Stelle, die in diesem Psalmwort gemeint ist: auf dem Tempelplatz in Jerusalem. Dieser Ort ist den drei großen Religionen, dem Judentum, dem Christentum und dem Islam gleichermaßen heilig. Dort stand der Tempel Salomos, und nach dessen Zerstörung ein zweiter Tempel, und dann ein dritter, den Herodes bauen ließ. Von ihm konnte sich Jesus als Zwölfjähriger nicht trennen: »Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?« (Lukas 2, 49). Hier war er zum letzten Mal vor seinem Tod und reinigte den Tempel vom Krämergeist. Nach der Zerstörung Jerusalems baute der römische Kaiser Hadrian dort einen Jupitertempel. Im 7. Jahrhundert wurde an der gleichen Stelle der Felsendom errichtet, religiöses Zentrum des Islam im Mittleren Osten und nach Mekka das wichtigste Heiligtum. Die Kreuzfahrer wandelten die Moschee in eine christliche Kirche um und nannten sie »Tempel des Herrn«. Heute gehört er wieder den Moslems. Eine riesige Kuppel wölbt sich wie eine schützende hohle Hand über das offenliegende uralte Gestein des Berges Moria. Hier haben Menschen angebetet solange man denken kann. Hier fühlt man sich heute noch geborgen. Aber ich stand auch in Sichem, am alten Jakobsbrunnen. Unmittelbar gegenüber ragt der Berg Garizim empor. Auf ihn wies einst die Samariterin und fragte Jesus, der aus Jerusalem kam: »Unsere Väter haben auf diesem Berg angebetet, und ihr

sagt, zu Jerusalem sei die Stätte, da man anbeten solle«. Jesus antwortete: »Glaube mir, es kommt die Zeit, da ihr weder auf diesem Berg noch zu Jerusalem den Vater anbeten werdet. Die wahren Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit« (Johannes 4, 20–24). – So ist es gekommen. Deshalb haben wir kein Zentralheiligtum. Deshalb kann es Gotteshäuser geben überall in der Welt. Wo zwei oder drei versammelt sind in seinem Namen, da ist er mitten unter ihnen. Da ist Gottes Haus, da ist Geborgenheit, Friede und Gottesnähe.

Gott gab Augen, Ohren, Mund

Augen...

Haben wir schon einmal gedankt für all das, was uns unser Auge in unserem Leben bisher gezeigt hat? Ich weiß, das tut man im allgemeinen nicht. Aber einmal hat eine Bekannte, die nun schon längst für immer die Augen geschlossen hat, mir erzählt, wie sie dazu kam. Das war in der Nacht vor einer schweren Operation. Eines ihrer Augen mußte herausgenommen werden, da es unrettbar erkrankt war. Da nahm sie Abschied von ihrem Auge und sagte: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt. Sie dachte an das Türmerlied Goethes:

Ihr glücklichen Augen, was je ihr gesehn,
es sei, wie es wolle, es war doch so schön.

Sie hat es mir dann erzählt, ganz schlicht, und es hat mich sehr gerührt. Sie trug tapfer ihr Schicksal und war auch noch als Einäugige dankbar. Ich erinnerte sie an das Abendlied Gottfried Kellers:

Augen, meine lieben Fensterlein,
gebt mir schon so lange holden Schein,
lasset freundlich Bild um Bild herein,
einmal werdet ihr verdunkelt sein.

Muß man immer warten, bis es zum letzten Dunkel kommt? Wir haben heute morgen unsere Augen wieder aufgemacht. Sie stehen uns den ganzen Tag bereit. Es wird bis zum Abend wieder Bild um Bild hineingehen. Nehmen wir unsere Augen als Gabe unseres Gottes? Glauben wir, daß er uns Leib und Seele, Augen, Ohren, und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne gegeben hat und noch erhält?

Er hat uns die Augen als gottgewollte Werkzeuge gegeben. Und da er es doppelt getan hat, so sollen sie uns wohl auch doppelt so viel nützen als etwa der Mund: Also doppelt so viel sehen und halb so viel reden. Aber sehen wir überhaupt mit unsern Augen? Eine wichtige Bitte in der Bibel heißt: »Herr, öffne mir die Augen« (Psalm 119,18). Wozu? Sehen nicht viele so gern gerade das Schlechte und Gemeine? Sind die menschlichen Augen nicht so neugierig auf Sensationen? Bei jedem Unfall sammeln sich Scharen von Neugierigen. Sie müssen das sehen, was passiert ist. Wie flüchtig aber sehen wir an einer schönen Blume vorbei, wie selten ruht das Auge auf einem Kunstwerk. Haben wir aus unserem Urlaub noch eine Erinnerung an das Schöne, das wir gesehen haben? Denken wir noch an einen Altar, an ein biblisches Bild aus einer Kirche, die wir besichtigten?

Auf eines dürfen und sollen wir schauen, auch wenn es nicht schön ist: Auf die Not. Wie verschließen wir da gern unsere Augen. Haben wir doch auch Augen für den andern, für sein Leid, seine Last! Wollen wir nicht gerade an die denken, deren Augenlicht für immer erloschen ist? Stellen wir unsere Augen auch in ihren Dienst. Ich kannte in meiner Jugend eine gütige Frau, die regelmäßig ins Blindenheim

ging, um vorzulesen. Gibt es das heute noch? Es liegt ganz an uns, was wir sehen wollen. Stellen wir unsere Augen in Gottes Dienst. Danken wir unserm Schöpfer für unsere Augen. Bitten wir ihn, daß er uns recht sehen lasse, was er uns heute zeigt: Die Schönheit seiner Schöpfung und die Not der Andern. Die Aufforderung Gottfried Kellers dürfen wir hinzufügen:

Trinkt, o Augen, was die Wimper hält
von dem goldnen Überfluß der Welt.

Ohren...

»Hast du denn gar keine Ohren!« Wenn wir Kinder haben oder Lehrer sind, dann haben wir das sicher schon manchmal ausgerufen. Geht das nur den Kindern so? Wir alle haben Ohren, aber wir haben auch gelernt, sie abzustellen. Ich weiß, das ist eine Notmaßnahme. Zuviel dringt an unser Ohr, zu hoch ist der Lärmpegel um uns. Aber es ist gefährlich, wenn wir lernen, einfach nicht mehr hinzuhören. Bei den Kindern kommt noch etwas dazu: Was sie nicht hören sollen, das hören sie. Da spitzen sie die Ohren, da sind sie hellhörig. Aber was sie hören sollen, das nehmen sie einfach nicht auf. Weil sie nicht horchen, gehorchen sie nicht. Aber das geht nicht nur den Kindern so. Jesus hat sogar seinen Jüngern sagen müssen: »Ihr habt Augen und seht nicht, und habt Ohren und hört nicht« (Markus 8, 18). Wir wissen, wann dieses Abschalten bei uns einsetzt: Vor Bitten und Wünschen anderer verschließen wir gern unser Ohr. Für Mahnungen und Vorhaltungen sind wir taub. Da hören wir gar nicht mehr hin. Das haben wir uns abgewöhnt. Aber wir haben sie doch, unsere Ohren. Nehmen wir unsere Ohren als Gabe unseres Gottes? Er hat uns auch

die Ohren als gottgewolltes Werkzeug gegeben. Und da er es doppelt getan hat, so sollen sie uns wohl auch doppelt so viel nützen wie etwa der Mund: Also doppelt so viel hören und halb so viel reden. Unsere Ohren sind nämlich die große Kontaktstelle zum Nächsten, mit ihnen nehmen wir auf, was der andere uns zu sagen hat. Und die Ohren sind die große Kontaktstelle zu Gott. Mit ihnen nehmen wir auf, was er uns zu sagen hat. Nicht umsonst knüpfte Jesus an so manches seiner Gleichnisse die Mahnung: »Wer Ohren hat zu hören, der höre« (Matthäus 11, 15).

Ich las von einem Kaufhaus in Brüssel. Das suchte durch ein Zeitungsinserat tüchtige Kräfte für die Beschwerdeabteilung und fügte hinzu: Schwerhörige bevorzugt. Das gab mir zu denken. Ich fand das lieblos allen Schwerhörigen gegenüber, ihr Leiden solchen Zwecken nutzbar zu machen. Und ich fand es lieblos, eine solche Stelle wohl einzurichten, aber dann dafür zu sorgen, daß die Beschwerden möglichst nicht verstanden werden. Aber wieviel Beschwerden gegenüber haben wir unser gesundes Ohr schon verschlossen? Hören wir denn noch, was Eltern oder Kinder, Lehrer oder Vorgesetzte uns zu sagen haben? Hören wir denn noch – und ich frage ganz ernst und eindringlich – was Gott uns sagt? An jedem Sonntag läßt er uns sein Wort verkündigen, wann haben wir wohl zuletzt darauf gehört?

Auf dem schönen Creglinger Marienaltar Riemenschneiders sind die Jünger als Lauschende dargestellt. Sie sind, wie man zu sagen pflegt, ganz Ohr. So wie es bei Jesaja heißt (50,4): »Er weckt mir das Ohr, daß ich höre wie Jünger hören.« Jochen Klepper, der unvergessene christliche Dichter, hat das in seinem Morgenlied »Er weckt mich alle Morgen« aufgenommen. Da sagt er:

Das Wort der ew'gen Treue, die Gott uns Menschen schwört,
erfahre ich aufs neue, so wie ein Jünger hört.

Stellen wir unsere Ohren in Gottes Dienst. Danken wir unserem Schöpfer dafür und bitten wir ihn: Herr, öffne sie uns. Laß uns heute auf die rechten Stimmen hören. Laß uns den Bitten nicht verschlossen sein und hören, wie ein Jünger hört.

Mund...

Gibt es eine Quelle, aus deren Öffnung zu gleicher Zeit süßes und bitteres Wasser fließt? Nein, sagt Jakobus im 3. Kapitel seines Briefes, eine salzige Quelle kann nicht süßes Wasser geben. Und doch gibt es das. Jakobus denkt an unsern Mund. Durch ihn loben wir den Herrn und Vater und durch ihn fluchen wir den Menschen, sagt er. Denken wir an den Lautsprecher unseres Rundfunkgerätes. Gerade haben wir die Nachrichten gehört und dann ein geistliches Wort und nachher kommt wieder etwas ganz anderes. Alles aus dem gleichen Lautsprecher. Und unser Mund? Ist er nicht auch solch ein Lautsprecher? Nur machen wir das Programm selbst, täglich und stündlich. Was sagen wir alles, Gegensätzliches, in einem Atemzug? Die Sendungen des Rundfunks müssen vor dem Intendanten und dem Rundfunkrat bestehen, das wissen die verantwortlichen Programmgestalter. Wie ist es bei uns? Jesus sagt: »Die Menschen müssen Rechenschaft geben am Tage des Gerichts von einem jeglichen nichtsnutzigen Wort, das sie geredet haben« (Matthäus 12, 36).

Ein Wort kann verletzen, es wird spitz wie eine Nadel und scharf wie ein Messer. Jesaja sagt (50, 4): »Gott hat mir eine Zunge gegeben, wie sie Jünger haben, daß ich wisse mit den Müden zu rechter Zeit zu reden.«

Und unsere Worte? Jakobus sagt: »Die Zunge ist nur ein

kleines Glied und richtet große Dinge an. Ein kleines Feuer, welches einen Wald zündet an. Sie ist ein Feuer, eine Welt voll Ungerechtigkeit, von der Hölle entzündet und setzt des Lebens Kreis in Flammen.« Und er glaubt sagen zu müssen: »Die Zunge kann kein Mensch zähmen, das unruhige Übel, voll tödlichen Gifts.« Die Zunge ist ja nur ein Werkzeug des Herzens (Lukas 6, 45). Denn was das Herz voll ist, des geht der Mund über, sagt Jesus. Aus dem Herzen kommen die bösen Gedanken, sagt er, und nennt die Sünden der Zungen: Lästerung und falsches Zeugnis (Matthäus 15, 19). Glauben wir, daß Gott uns Leib und Seele, Augen und Ohren und alle Glieder, auch die Zunge gegeben hat und noch erhält? Betrachten wir auch unseren Mund als Mittel der Verständigung und gottgewolltes Werkzeug? Zwei Augen zu sehen, zwei Ohren zu hören, aber nur einen Mund!

Einer ist schon gefährlich genug. Aus einem Munde geht Loben und Fluchen, sagt Jakobus, es soll, liebe Brüder, nicht so sein. Und an die lieben Schwestern wird er dabei ganz sicher auch gedacht haben.

Zum alten Flattich, einem originellen Seelsorger, kam eine Ehefrau und beklagte sich bitter über ihren Mann. Er vertue Zeit und Geld im Wirtshaus und gäbe dann noch böse Worte. Ob er kein Mittel wisse. Flattich kannte eins, aber er kannte auch die Frau. Er gab ihr den Rat, sofort einen Schluck Wasser in den Mund zu nehmen, wenn ihr Mann heimkomme und es eine Viertelstunde im Mund behalten. Das Mittel wirkte Wunder: Der Mann verstummte seinerseits, als er auf seine Worte keine Gegenrede vernahm, ja er blieb wieder zu Hause, seit er an seiner Frau eine ungewohnte Stille bemerkte. »Ich habe mir vorgenommen: Ich will mich hüten, daß ich nicht sündige mit meiner Zunge, ich will meinem Mund einen Zaum anlegen«, sagt der 39. Psalm (1, 2). Laßt uns aber auch bitten: »Tu auf den

Mund zum Lobe dein, bereit das Herz zur Andacht fein.« Das ist die Möglichkeit, die Zunge zu zähmen. Mit dem Gotteslob im Herzen und im Mund kann man nicht fluchen. Legen wir jedes Wort auf Gottes Goldwaage. Nehmen wir jedem unserer Worte die Spitze und das Verletzenwollen. Haben wir ein gutes Wort für unseren Nächsten. Haben wir ein tröstendes Wort für den Traurigen. Haben wir ein Wort des Lobes für unseren Schöpfer und ein Wort des Dankes für unseren Erlöser Jesus Christus.

Wellen

Himmel, Erde, Luft und Meer

»Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feste verkündigt seiner Hände Werk« heißt es in Psalm 19, 2. Das hat einst Joachim Neander, Pfarrer in Bremen, so gesagt: Himmel, Erde, Luft und Meer zeugen von des Schöpfers Ehr; meine Seele, singe du, bring auch jetzt dein Lob herzu!

Wenn ich dieses Lied höre, sehe ich mich wieder in der Schule sitzen, in der ersten Klasse. Zum erstenmal gilt es, ein Lied zu lernen. Und das war es: »Himmel, Erde, Luft und Meer«. Ich habe damals die Worte schnell gelernt. Aber nur langsam habe ich gelernt und bin immer noch dabei, Himmel, Erde, Luft und Meer auch wirklich als die Schöpfung Gottes zu sehen. Damals hatte unser Lehrer uns mit farbiger Kreide die Wandtafel angefüllt mit Bildern aus der ganzen Schöpfung: Blumen, Tiere, Berge. »Seht, wie Gott der Erde Ball hat gezieret überall«, hat er uns dazu gesagt. Haben wir denn nun auch wirklich sehen gelernt, wir alle, im Urlaub oder früh beim Gang zur Arbeit? »Seht, das große Sonnenlicht an dem Tag die Wolken bricht.« Haben wir den Blick in die Höhe gerichtet: »Seht, wie fliegt der Vögel

Schar in den Lüften Paar bei Paar«? Das war der Inhalt jener Schulstunde, und ich hab's nicht vergessen: Die Augen offenzuhalten und etwas zu verstehen und zu bezeugen von des Schöpfers Ehr. So sagt es uns denn das Lied auch deutlich: »Blitz und Donner, Hagel, Wind seines Willens Diener sind.« So weist es uns auf Gott hin: »Wälder, Felder, jedes Tier zeigt Gottes Finger hier.« Und selbst heute abend, wenn es dunkel und kühl geworden ist, spricht das Schöpfungswerk noch zu uns: »Auch der Mond, der Sterne Pracht jauchzen Gott in stiller Nacht.« Ich habe noch einen Vers aufgespart: »Seht der Wasserwellen Lauf, wie sie steigen ab und auf; von der Quelle bis zum Meer rauschen sie des Schöpfers Ehr.« Ich bin ein großer Freund des Wassers. Als Bub hat es mich nie losgelassen. Ich habe Wassergräben gezogen und Bächlein kanalisiert. Ich stehe heute noch gern am Flußufer und schaue den Wasserwogen nach. Eine Quelle ist für mich etwas Geheimnisvolles, und eine Flußfahrt gehört mit zum Schönsten, was ich kenne. Wie ist der Rheinfall bei Schaffhausen mit seinen donnernden Wassermengen ein Schauspiel eigener Art! Steigende Wasserfluten der Flüsse aber zeigen auch dem Menschen immer wieder seine Ohnmacht und seine Winzigkeit gegenüber den Naturgewalten. »Drücke stets in meinen Sinn, was du bist, und was ich bin«, mit dieser Bitte schließt ja jenes Lied. Auch das gehört mit zur Erkenntnis der Schöpfung. Vielleicht standen wir im Urlaub irgendwo an tosenden Wasserfällen oder am lieblichen Gestade eines Sees. Vielleicht führt uns der Weg zur Arbeit wieder über die gewohnte Brücke oder an einem Bach entlang. Bleiben wir einen Augenblick stehen und überlegen wir, was Wasserwellen und Meereswogen sagen können, wozu sie uns anregen, wovor sie uns warnen. Wir wollen die Augen aufmachen und auch unser Lob beitragen zu des Schöpfers Ehr.

Wellen der Vergänglichkeit

Es ist schön, an einem Fluß zu stehen und den Wellen nachzusehen. Aber es ist auch gefährlich. Man kann recht trübsinnig werden. Da kommt Welle um Welle und fließt fort. Woher? Wohin? Ohne Ruhe, ohne Halt. Gewiß, man kann den Fluß stauen, aber das Wasser will weiter. Es ist ein sehr lebendiges Gleichnis dafür, daß nichts hält und nichts bleibt. Alles zerrinnt unter den Fingern. Dem Griechen Heraklit im Altertum wird der Satz zugeschrieben: »panta rhei« (alles fließt). Die Alten wußten wohl, warum sie sagten: »Du steigst niemals in den gleichen Fluß.« Besonders deutlich wird das, wenn man nach langer Zeit wieder sinnend am Ufer steht, am gleichen Fluß. Wie ist die Zeit dahingeflossen! Was ist geblieben? Was wird kommen? Einem unserer großen Dichter ist es ähnlich ergangen. Der kleine Fluß bei Weimar, die Ilm, ist durch Goethes Verse berühmt geworden: »Fließe, fließe, lieber Fluß, nimmer werd' ich froh. So verrauschte Scherz und Kuß und die Treue so. – Rausche, Fluß, das Tal entlang, ohne Rast und Ruh...«

Und eigenartig, die Bibel kennt das auch. Es steht im 90. Psalm. Hier ist in Wirklichkeit Gott gemeint: »Du, Herr, lässest sie dahinfahren wie einen Strom« – sie alle, die Menschen mit Glück und Leid, mit nicht gehaltener Treue. Das ist ein sehr harter, ein sehr realer Satz von der Vergänglichkeit. Und es ist ganz gut, daß uns die Wellen das zeigen und sagen. Wie gern wiegen wir uns in Illusionen und werden durch die harte Wirklichkeit herausgerissen. Nichts bleibt ewig. Nichts behalten wir dauernd. Es gibt keine Stetigkeit. Alles fließt, alles vergeht. Und wir selbst gehören dazu. Die Menschheit ist der Strom, den Gott dahinfließen läßt. Also wirklich zum Trübsinnigwerden? Nimmer werd' ich froh?

In dem gleichen 90. Psalm aber steht: »Herr, du bist unsere Zuflucht für und für. Ehe denn die Berge wurden und die Erde und Welt geschaffen wurden, bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit.« Diese Erkenntnis ist wie ein Fels im reißenden Strom. Wie jene Felsen im Rheinfall, um die die Wassermassen so besonders mächtig tosen. Das ist wie ein Brückenpfeiler mitten im Strom, auf Felsen gegründet, an dem sich die Wellen, die Wassermassen, die Wucht des Stromes brechen: »Alles vergehet. Gott aber stehet ohn alles Wanken; seine Gedanken, sein Wort und Wille hat ewigen Grund.« Das ist es, was ich besonders den betrübt Menschen sagen möchte, die vielleicht eben erst die Vergänglichkeit durch einen Todesfall schmerzlich erlebt haben: Nicht alles fließt, nicht alles vergeht, Gott bleibt. Er war vor uns da und wird nach uns noch da sein. Aber er streckt uns, die wir im Strom der Vergänglichkeit treiben, seine Hand hin. Sie fassen heißt glauben. So zieht er uns heraus und läßt uns nicht vergehen. Seine ausgestreckte Hand heißt Jesus Christus. Ihn hat er in diese vergängliche Welt geschickt und als ersten herausgezogen aus der Vergänglichkeit. Ihn hat er zum unvergänglichen, bleibenden Fels gemacht. Wer sich an ihn klammert, schwimmt nicht davon, verschwimmt nicht im Ungewissen. Wer sich an ihn hält, bleibt mit ihm, über alle Wellen und Wogen hinaus bis in Ewigkeit.

Wogen des Zweifels

Heute herrscht die Skepsis, das Grübeln, der Zweifel. Ich habe wieder einmal die Geschichte von der Biene Maja gelesen. Da kommt ein Tausendfüßler vor, der grundsätzlich an allem zweifelt. Zum Schluß fällt er in eine Regentonne.

»Ich zweifle, daß das gut geht«, sind seine letzten Worte. Sind wir nicht ähnlich? An allem und jedem müssen wir zweifeln, und Gottes Wort nehmen wir dabei erst recht nicht aus. Allerdings, der Zweifel ist uralte, so alt wie die Menschheit. Die Geschichte vom Sündenfall beginnt mit der Weckung des Zweifels durch den Versucher: »Sollte Gott gesagt haben?« Das steht am Anfang der Bibel. Und gegen Ende steht im Jakobusbrief (1,6) die Feststellung: »Wer da zweifelt, der ist gleich einer Meereswoge, die vom Winde getrieben und bewegt wird«. Ist das ein dauerndes Auf und Ab! Wer sich schwimmend dieser Welle anvertraut, findet es zuerst erregend und schön. Wunderbar, hinaufgeschoben zu werden, dann in die Tiefe zu gleiten und wieder in die Höhe. Aber gefährlich. In welche Richtung treibt die Welle? Dem Land zu oder hinaus in die unendliche Wasserwüste? Wie geht der Wind? Und wenn er dreht? Da kann einen die Angst packen, wenn man so von Strömungen und Winden abhängig ist.

Geht's dem Zweifler anders? Da kommt eine neue Strömung auf, sei es in Philosophie oder Theologie, er läßt sich mittreiben. Da kommt der Gegenwind einer Weltanschauung auf oder das bodenlose Nichts – sofort geht's in die andere Richtung, auf und ab, bis er selbst, ausgekühlt und ermattet, willenlos und trostlos hinabsinkt ins Nichts. Und eines Tages wird er als herrenloses, lebloses Strandgut an Land geworfen, ausgehöhlt, verkrustet, verletzt.

In der Bibel steht die Geschichte vom sinkenden Petrus. Ich hatte sie als Kind stets vor Augen. Sowohl in meines Großvaters wie in meines Vaters Zimmer hing groß das Bild des Jüngers, der auf die anrollende Welle mehr schaut als auf Christus. Und Jesus mußte zu Petrus sagen: »O du Kleingläubiger, warum zweifeltest du?« (Matthäus 14, 31). Man kann den Zweifel nicht abschütteln wie ein paar Was-

sertropfen. Aber man kann aufschauen auf den, der stärker und beständiger ist als Wind, Meer und Wellen. Das hilft, das macht gewiß, getrost und freudig. So können wir verstehen, was der 93. Psalm (3, 4) sagt: »Herr, die Wasserströme erheben sich, die Wasserströme erheben ihr Brausen, die Wasserströme heben empor die Wellen; die Wasserwogen im Meer sind groß und brausen mächtig; der Herr aber ist noch größer in der Höhe.«

Aus den Ferien mitgebracht

Stecken und Stab

Während meiner Ferien weilte ich einen Tag in Grindelwald. Dort war ich einmal als Bub. Ich wollte den Gletscher wiedersehen, der mir damals solchen Eindruck gemacht hatte. Aber ich mußte weit laufen und noch mehr steigen, bis ich ihn erreichte. War er doch in den vergangenen 50 Jahren abgeschmolzen und immer weiter zurückgegangen. So ist manches später oft weit weg, was einem in der Jugend so nahe war. Aber ich fand dafür etwas anderes, nämlich den kleinen Friedhof des Ortes. Man sieht von dort die nahe Eigernordwand. Das ist jener berühmte und berüchtigte Berg, der immer wieder die Alpinisten anzieht, dort ihre Kunst zu zeigen und das fast Unmögliche zu wagen, die senkrechten, ja manchmal überhängenden Felswände zu durchsteigen, die auch im Sommer in Schnee, Eis und nördlichem Schatten liegen. Wieviel Opfer hat gerade dieser Berg schon gefordert. Und nun werden auf diesem kleinen Friedhof in Grindelwald die Opfer der Berge bestattet. Aber wer ist es, der diese Unglücklichen aus den Fels-

wänden holt, wer versucht, sie vielleicht noch lebend zu bergen? Wer ist in den Sommermonaten wieder Tag und Nacht bereit, hinaufzusteigen und Hilfe zu bringen? Das sind die Bergführer. Sie sind ein besonderer Berufsstand, den es überall im Hochgebirge gibt. Aber die dort in Grindelwald haben wohl die schwerste Aufgabe. Und nun stand ich auf diesem Friedhof am Grabe eines solchen Bergführers. Es war auf den ersten Blick zu erkennen. Das Grabmal bestand aus einem Felsblock in Gestalt eines Berggipfels, an dem ein Eispickel ruhte. Um ihn und den Berg war ein Bergsteigerseil geschlungen. Ich stand eine Weile vor diesem Grab. Wieviele Menschen mochte dieser Bergführer in seinem Leben sicher in die Berge und wieder heruntergeführt haben? Er war nicht abgestürzt, das sagte mir sein hohes Lebensalter. Wievielen hatte er Hilfe bringen und sie aus Bergnot retten können? Bei wievielen war er zu spät gekommen und hat sie nur als Tote bergen können? Und hat sich dabei über ihren leichtfertigen Wagemut ereifert?

Ein Bergführer mit Pickel und Seil, das ist das Beispiel eines Mannes, auf den man sich bedenkenlos verlassen kann. »Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich.« An diese Verse aus dem 23. Psalm mußte ich denken. Und ein solcher Bergführer wurde mir zum Gleichnis für den, dem wir uns nicht nur für eine Bergtour, sondern im Leben und im Sterben anvertrauen dürfen. Singen wir nicht: Jesu, geh voran auf der Lebensbahn? Ja, wir haben in ihm den starken Mann, der uns führt und leitet, der uns vor den Abgründen des Lebens und der Schuld bewahren kann, der uns mit dem Seil der Liebe so an sich bindet, daß wir nicht abstürzen können. Wie oft habe ich das beobachtet: An einer gefährlichen Stelle reicht der Bergführer dem die kräftige Hand, der sich ihm anvertraut

hat. Wenn es über den Gletscher geht, bindet er durch das Seil dessen Leben an das seinige und schlägt mit dem Pickel Stufe um Stufe ins Eis, damit es einen Weg gibt. Pickel und Seil – dein Stecken und Stab trösten mich – nun verstehen wir das Bild, so ist es bei unserm Herrn Jesus Christus. Die Strauchelnden lenkt er und reißt sie vom Abgrund zurück. Eines ist allerdings nötig: Die angebotene Hand zu nehmen und bereit sein, sich anseilen zu lassen. Wer auf eigene Faust in Unkenntnis des Aufstiegs sich selbständig macht, wird scheitern. Mit den Bergen ist nicht zu spaßen. Im Leben ist es erst recht so. Folge mir nach, spricht er. Im Glauben und im Gebet ergreifen wir die ausgestreckte Hand. Im Befolgen seines Wortes und seiner Gebote folgen wir ihm nach. Dann brauchen wir uns auch nicht vor dem letzten dunklen Tal zu fürchten. Gerade am Grab eines solchen Bergführers auf dem Friedhof in Grindelwald dachte ich an die Worte Jochen Kleppers:

In jeder Nacht, die mich umfängt,
darf ich in deine Arme fallen,
und du, der nichts als Liebe denkt,
wachst über mir, wachst über allen.
Du birgst mich in der Finsternis.
Dein Wort bleibt noch im Tod gewiß.

Blick auf die Schuhe

Wenn Sie einmal nach Wengen kommen, lieber Leser, dann halten Sie Ausschau nach jenem Haus mit den Blumen. Gewiß, schöne Blumen haben die meisten der alten Bauernhäuser auf ihren Veranden, aber bei diesem Haus ist es doch etwas besonderes. Da hängt eine alte Lampe, Blumen wachsen daraus. Da hängt am Holzstoß ein alter Tragkorb,

Blumen blühen darin. Selbst ein Ofenrohrknie muß als Blumenbehälter dienen. Immer wieder bleiben die Feriengäste stehen, staunen, freuen sich und photographieren. Aber das Eigenartigste: Da stehen doch noch ein Paar alte Bergschuhe. Sie sind unbrauchbar geworden, das sieht man. Die Sohlen lösen sich, die Nägel stehen heraus. Aber man hat sie nicht weggeworfen, hier verbringen sie ihren Lebensabend. Und auch aus ihnen heraus – man traut seinen Augen nicht – wachsen Blumen, rote Geranien in üppiger Fülle. So sind sie doch noch zu etwas nütze. Wem mögen diese Schuhe gehört haben, auf welchen Wegen haben sie ihn getragen, diesen Unbekannten, zu welchem Ziele geführt? Und während ich das überlegte und meine Freude an der Blumenpracht hatte, fiel mein Blick auf meine eigenen Schuhe. Ja, da steckte ich noch drin und keine Blumen! Und da fiel mir ein, daß auch diese Schuhe, die ich bei meinen Ferien in der Schweiz anhatte, eine Geschichte haben. Ich möchte sie als Beispiel erzählen.

Vor der Währungsreform herrschte großer Mangel auf allen Gebieten. Wie sah damals etwa unser Schuhwerk aus. Auch meines war nicht besser. Nun hatte die Schweiz durch ihr Hilfswerk kostbares Leder nach Deutschland geliefert, das als Spende einzelner Freunde gedacht war. Bei uns wurde es dann durch unsere Fachleute zu guten Schuhen verarbeitet. Auch ich erhielt solch ein Paar. Die Freude war riesengroß. Ja, damals konnte man sich noch freuen über solch ein fürstlich erscheinendes Geschenk. Und wie nötig brauchte man es. Besonders aber freute mich der Spender. Das war eine gütige und gläubige Frau, die uns schon als Kinder bemutterte und zu Weihnachten und zum Geburtstag mit Dingen erfreute, die sich die Eltern nicht hätten leisten können. Und jetzt noch einmal ein solches Geschenk. Es war auch zugleich das letzte, denn sie ist bald darauf

heimgegangen. Diese Schuhe trug ich noch in Wengen. Und mit einem Schlag stand der ganze Wandel der Zeit vor meinen Augen. Damals Elend, Mangel und Not, die Wunden des Krieges kaum vernarbt. Und nun konnte ich in der Schweiz als Feriengast weilen. Nur die Schuhe waren alt und verbraucht. Ich wollte sie hier im Hochgebirge zum letzten Mal tragen. Jetzt taten sie mir leid. Gern hätte ich sie auch so mit Blumen geschmückt, sie hätten es verdient. So habe ich sie denn nur still und dankbar in dem Land zurückgelassen, aus dem sie stammten.

Gibt es ein Bibelwort, das das ausdrückt, was mich bewegt? Ich finde eines in Psalm 116 (8): »Du hast meine Seele aus dem Tode gerissen, mein Auge von den Tränen, meinen Fuß vom Gleiten.« Es ist wohl gut, sich gelegentlich an alles noch einmal zu erinnern. Wie hat uns Gott aufwärts geführt. Wie hat er alle äußere Not von uns genommen. Wir gehörten zu den Überlebenden. Die Tränen sind versiegt. Er hat uns vom Ungewissen in den Wohlstand und in die Sicherheit eines geordneten Staatswesens geführt. Aber so geht der Psalmspruch weiter (9): »Ich werde wandeln vor dem Herrn im Lande der Lebendigen.« Stimmt das? Schauen Sie auf Ihre Schuhe! Es sind bestimmt nicht mehr die alten von damals. Wohin trugen Sie diese Schuhe in den letzten Jahren, wohin heute und morgen? Zu rechter Arbeit und zu rechter Erholung? Zur Arbeit allein oder auch zu den Gottesdiensten? Immer nur zum Geldverdienen oder auch zum Geben und Helfen? Prüfen wir uns mit dem Blick auf unsere Schuhe. Und bitten wir mit dem Gebet aus Psalm 139 (23, 24): »Erforsche mich, Gott, und erfahre mein Herz. Prüfe mich und erfahre, wie ich's meine. Und siehe, ob ich auf bösem Wege bin und leite mich auf ewigem Wege.«

Das rechte Fundament

Wir waren als Kinder in Beckenried am Vierwaldstättersee. Dort steht heute noch das schöne große Ferienhaus am See, in das wir mit der ganzen Familie von dem befreundeten Besitzer für Wochen gastfrei aufgenommen wurden. Von den Spielen im großen Garten, von den Ausflügen mit den Booten auf den See brauche ich nichts zu erzählen, das kann man sich denken. Aber von einer Unwetternacht muß ich berichten. Das stürmte und tobte in jener Nacht draußen, die Wasser schossen schnell von den steilen Bergen herab und der Mühlenbach, der neben dem Haus in den See mündete, schwoll bedenklich an. Wir aber lagen geborgen in unsern Betten. Das Haus hielt stand, das Unwetter konnte uns nichts anhaben. Am nächsten Morgen waren wir früh auf, gespannt, wie es draußen aussähe. Überall Verwüstungen, die Straßen mit Geröll bedeckt, der Bach hatte ganze Wagenladungen von Geschiebe in den See geschwemmt. Der See selbst sah noch trübe aus und war bedeckt mit Zeichen aus der Sturmnacht. Da nahmen wir eins der Ruderboote aus dem kleinen Bootshaus. Als wir eine Weile am Ufer entlang gerudert waren, sahen wir weit draußen auf dem See etwas schwimmen. Wir trauten unseren Augen nicht, aber dann stimmte es doch: Da draußen schwamm ein Haus, mit schieferm Dach hing es im Wasser. Wo kam es her? Jetzt erinnerten wir uns. Da hatte doch am Ufer, ebenfalls an einer Bachmündung ein schmuckes Wochenendhaus gestanden. Unten ein Betonsockel, darüber ein Holzaufbau. Sehr schön und wie es schien, auch sehr solid. Wir hatten es schon öfters mit ein wenig Neid betrachtet. Das hätten wir gern als Eigentum gehabt. Nun hatte das Bächlein, in der Sturmnacht zum reißenden Fluß geworden, mit seinem Geschiebe das Fundament unter-

höhlt und in den See gedrückt. Der Holzaufbau aber, worin die Bewohner hatten leben wollen, schaukelte weit draußen auf dem See. Wir haben nie erfahren, ob es in der Unwetternacht bewohnt gewesen war. Das hätte ein schlimmes Erwachen gegeben, als das Fundament barst und das Wohn-gemach mit dem Dach davonschwamm.

Für mich, der ich als Bub das sah und behielt, war es mehr als eine interessante Erinnerung. Das, was ich dort gesehen hatte, war für mich und ist es heute noch – eine Gestalt gewordene Bibelstelle. Denn Jesus sagt am Schluß der Bergpredigt: »Wer diese meine Rede hört und tut sie nicht, der ist einem törichten Manne gleich, der sein Haus auf den Sand baute. Da nun ein Platzregen fiel, kamen die Wasser und stießen an das Haus, da fiel es und tat einen großen Fall« (Matthäus 7, 26–27). Ich habe mir immer wieder in meinem Leben gesagt: Das stimmt, denn ich habe es einmal selbst gesehen. Diese Bibelstelle, sie schwamm draußen auf dem Vierwaldstättersee!

Es geht mir nicht darum, daß man Wochenendhäuser mit richtigem Fundament baut. Es ist ja ein Gleichnis Jesu. »Wer diese meine Rede hört« – diese Rede ist die Bergpredigt. Vielleicht lesen wir sie einmal wieder, im Matthäusevangelium Kapitel 5–7. Da stehen die Seligpreisungen, da sagt Jesus, was er unter Töten und was er unter Ehebruch versteht, da wird Feindesliebe gefordert. Da finden wir das Vaterunser und die Warnung vor dem Mammon, vor Schätzesammeln und Sorgen. Ob das nicht doch alles mit dem Wochenendhaus zusammenhängt und mit dem, was bei der Sicherung unseres ganzen Lebens zu beachten ist? Wir brauchen im Leben ein gutes Fundament, sonst schwimmt uns alles davon: die Felle, die Häuser, das Leben. Die Bibel sagt: Einen andern Grund kann niemand legen als den, der gelegt ist, Christus (1. Korinther 3, 11). Wer auf dem

baut, der ist sicher. Ich habe es oft erfahren, ich war geborgen wie in jener Sturmnacht. Denn Jesus sagt auch: »Wer diese meine Rede hört und tut sie, der gleicht einem klugen Mann, der sein Haus auf den Felsen baute. Da nun ein Platzregen fiel und die Wasser kamen und wehten die Winde und stießen an das Haus, fiel es doch nicht, denn es war auf den Felsen gegründet« (Matthäus 7, 24–25).

Schönheit

Morgenglanz

Auf meinem Schulweg traf ich, noch etwas unausgeschlafen, manchmal meinen Lehrer. Er war einer, mit dem man ganz gern in die Schule ging. Oft waren wir ein ganzer Schwarm, den er nach sich zog. Es war immer kurzweilig, er zeigte uns viel auf dem Weg. Und einmal, ich weiß es noch gut, blieb er sogar stehen, deutete auf einen großen Kastanienbaum und sagte zu mir: Sieh einmal, wie schön! Ich guckte mir die Augen aus, ich konnte gar nichts entdecken, es war ein ganz gewöhnlicher Baum. Aber mein Lehrer hatte Maleraugen, er sah das Schöne, er hielt es fest, auch in der Schule, auf der Tafel und auf dem Zeichenblock. Und er lehrte mich, die Schönheit zu erkennen und zu preisen.

Ich weiß wohl, wie es heute ist. Wir gehen achtlos am Schönen vorbei, aber das Häßliche, das Abseitige, das Gemeine, das sehen wir und stellen es groß heraus. Man verkauft uns Literatur, deren Stoff dem Bodensatz des menschlichen Lebens entnommen ist. Was berühmt ist und berühmt wird, das ist abschreckend, monströs und schmutzig.

Meine Augen haben genug Erschreckendes gesehen. Es gibt Bilder aus dem Krieg, von denen auch ich nicht mehr loskomme. Aber wollen wir nicht lieber einmal auf das Schöne achten und uns daran erfreuen?

Denken wir einfach an den heutigen Morgen. Es ist wieder ein neuer Tag geworden. Die Finsternis wich, es wurde hell. Als Student erlebte ich einen Sonnenaufgang auf der Wartburg. Die grünen Wälder dort im Herzen Deutschlands rauschten, die Vögel begannen ihre Stimmen zu erheben, und dann stieg die Sonne auf in ihrer Pracht. Ich stand Wache als Soldat und sah die zarte Röte des Morgenhimmels, wie es da noch kämpfte zwischen Dunkel und Licht über den unendlichen Weiten östlicher Gefilde. Aber unaufhaltsam kam der junge Tag herauf. Ich sah als Bergwanderer die Täler noch in Dunkelheit und Frühnebel liegen, aber die Bergspitzen glühten schon und die ersten Strahlen zuckten über die Bergränder. Ich sah auf vielen Reisen den dämmernden Morgen heraufziehen, ganz gleich, bei welchem Wetter oder in welcher Gegend: es wurde licht, es wurde Tag. Wir standen in Oberitalien, an einem der herrlichen Seen, ganz früh, und während der Morgenwind fächelte und die Farben aufglühten, las einer laut den 104. Psalm: »Lobe den Herrn, meine Seele. Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich. Du bist schön und prächtig geschmückt. Licht ist dein Kleid, das du anhast. Du breitest den Himmel aus wie einen Teppich...« Ja, diese Schönheit kann man sehen und man darf singen wie Paul Gerhardt (EKG 371):

Ach, denk ich, bist du hier so schön
und läßt du's uns so lieblich gehn
auf dieser armen Erden:

Was will doch wohl nach dieser Welt
dort in dem reichen Himmelszelt
und güldnen Schlosse werden.

Ich denke, das kann man jeden Morgen erleben, den uns Gott schenkt. Man darf es glauben, daß alles Dunkel durch Christus erhellt wurde, der von sich sagte: Ich bin das Licht der Welt. Dieser Tag heute geht zwar auch wieder zu Ende und es wird wieder Nacht. Wie oft wir noch einen neuen Morgen erleben, das wissen wir nicht. Aber jeder Morgen kann uns ein Hinweis sein auf jenen Morgenglanz der Ewigkeit, auf das Licht vom unerschöpften Lichte. Dann werden unsere Augen nichts Häßliches mehr sehen, dann umgibt uns die Herrlichkeit des Herrn.

Schöner Baum

Sieh mal, wie schön, hatte mein Lehrer gesagt und dabei doch nur auf einen ganz gewöhnlichen Baum gezeigt. Was ist denn nun so schön an einem Baum? Manche taxieren nur seinen Wert und seine Nützlichkeit, andere sehen in ihm nur ein Verkehrshindernis. Stand nicht schon in unserm Lesebuch dieses kindliche und doch so treffende Gedicht von Uhland: »Bei einem Wirte wundermild, da war ich jüngst zu Gaste«? Viele werden noch wissen, wie es weitergeht: »Ein goldner Apfel war sein Schild an einem langen Aste.« Das findet der Wanderer dort: Verpflegung, Unterkunft, Ruhestätte und alles – umsonst! Betrachten wir einen Baum, so bewundern wir sein Ebenmaß und freuen uns am Reichtum seiner Formen. Er ist fest verwurzelt im Erdboden und leicht beweglich in der Höhe. Sein Stamm, der die Krone trägt, ist das Urbild des Haltens und Stützens, das Vorbild für die Säulen, die die Dächer der Tempel und Kirchen tragen. Seine Äste, sein Laubdach geben Geborgenheit, Kühle bei Sonnenbrand, Schutz bei Regen. Und der Baum trägt nach gewolltem Rhythmus Blüte und Frucht.

Das Bild des Baumes ist so wichtig, daß es der 1. Psalm als Gleichnis für den Menschen nimmt, der nicht im Rat der Gottlosen wandelt, sondern Lust hat am Gesetz des Herrn: »Der ist wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht. Und was er macht, das gerät wohl.« Können wir uns denn heute noch mit einem Baum vergleichen lassen? Wie unstet sind wir, wurzellos, haltlos. Einst war der Mensch verwurzelt in seiner Heimat, in seiner Sippe, in seiner Religion. Fast bei jedem sind diese drei Dinge in Frage gestellt. Was ist die Folge? Wir sehen es an jedem Baum, den man von seiner Wurzel getrennt hat: Er stirbt ab und vertrocknet. Bei uns auf dem Marktplatz gingen die Bäume ein: Eine schadhafte Gasleitung hatte den Boden vergiftet. Man mußte die Erde ausheben und neue Bäume pflanzen. Erst recht müssen wir uns fragen: Stehen wir im gesunden Erdreich und reichen unsere Wurzeln in die richtige Tiefe? Ist unser Wesensgrund, aus dem wir unsere Kräfte ziehen, vielleicht vergiftet? Haben wir etwa nicht die rechte Tiefe, sondern sind oberflächlich oder haltlos? Wenn ein Baum dahinvegetiert, bleibt er unfruchtbar, sein letztes, ihm aufgegebenes Ziel erreicht er nicht. Wie warnt Christus in der Bergpredigt vor den Bäumen mit schlechter oder fehlender Frucht. Und doch läßt er im Gleichnis den Gärtner für den unfruchtbaren Feigenbaum bitten: »Herr, laß ihn noch dies Jahr, bis daß ich um ihn grabe und bedünge ihn, ob er doch noch wollte Frucht bringen; wo nicht, so haue ihn ab« (Lukas 13, 8).

Der Grund, in dem wir gründen, soll Christus sein. Von ihm erhalten wir Kraft und Lebensmöglichkeit. Dieser Grund hält uns, daß wir nicht fallen. Er sollte die Tiefe unseres Wesens sein. Dann können wir auch Früchte bringen. Die Bibel zählt sie auf: Liebe, Freude, Friede, Geduld,

Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmut, Keuschheit (Galater 5, 22). Diese Eigenschaften sind aber auch zugleich wie das große, schützende Dach eines Baumes, unter dem auch andere Zuflucht finden. Es schützt vor der Hitze des Hasses und vor der durchdringenden Nässe von Gemeinheit und Zwietracht. Ja, so ein Baum ist schön – und schön wäre es, wenn wir ihn als Gleichnis für uns selbst annähmen.

Edler Stein

Was gibt es bei Steinen schon Schönes zu sehen? So dachte ich auch, bis ich einen lieben Besuch, es war ein Oberberg-rat, auf dem Bahnhof abholte. Kaum stieg er die Stufen der Unterführung herauf, als er mitten im Menschenstrom stehen blieb, ganz entzückt auf die Stufen deutete und sagte: Sieh mal, was für schöne Feldspate. Sein geübtes Auge hatte sie gleich entdeckt. Ich aber hatte sie bisher überhaupt nicht beachtet. In den Granitstufen, von Unzähligen jeden Tag mit Füßen getreten, glänzten sie in großen Stücken. Man kann sie heute noch im Mannheimer Hauptbahnhof sehen. Ist das nicht bezeichnend, wie achtlos wir jeden Tag an unendlich viel Schöнем vorbeigehen? Als ich mich zu einer Reise nach Sizilien rüstete, bat mich ein lieber alter Freund um Steine vom Ätna und von den Schwefelgruben. So galt mein Blick auf dieser Reise nicht nur den Schönheiten der Landschaft, sondern auch den kleinen, oft unbeachteten Dingen. Seitdem sehe ich Steine und Felswände mit ganz anderen Augen an. Denn in ganz einfachen, gewöhnlichen Gesteinsarten können edle Adern eingeschlossen sein, leuchtet auf einmal ein Kristall auf oder öffnet sich, wie etwa im Grimselgebiet in der Schweiz, eine ganze Kristallhöhle, in der die leuchtendsten Bergkristalle in herrlichen

Formen, in reinster Klarheit stehen. Einst haben dort im Oberhaslital die Kristallsucher, Strahler genannt, ihr Leben eingesetzt, um diese Kostbarkeiten zu finden und zu besitzen, denn sie glaubten, daß ihnen überirdische Kräfte innewohnten, die sie vor Unheil und Krankheit bewahrten.

Und nun erlaube man mir bitte einen Vergleich. Haben wir uns denn schon die Mühe gemacht, bei unsern Mitmenschen, bei Nachbarn und Kollegen nach dem Schönen und Wertvollen ihres Wesens zu suchen? Wir sehen doch immer nur den Durchschnittsmenschen, das Allerwelts Gesicht, den Normalbürger. Sind nicht im lebendigen Menschen, viel mehr als im toten Gestein, Eigenschaften und Kräfte verborgen, nach denen wir suchen müßten? Ja vielleicht liegen sie ganz offen und sind von uns nur noch nicht beachtet. Vielleicht ist unsere Gleichgültigkeit und Lieblosigkeit überhaupt daran schuld, daß diese edlen Adern verschüttet sind und sie niemand sehen kann. Vielleicht haben wir sie täglich unbeachtet mit Füßen getreten wie jene Feldspate im Mannheimer Hauptbahnhof?

Als zweites wollen wir an die als Schmuckstücke so beliebten Edelsteine denken. Ich habe sie einmal im Rohzustand gesehen und sie haben mir gar nicht gefallen. Kein Glanz, keine Form, keine Farbe. Sie mußten ja erst geschliffen werden.

In unserm Hause verkehrte einst ein Student, den mein Vater den ungeschliffenen Edelstein zu nennen pflegte. Ja, es war ein prächtiger, begabter Mensch. Aber eben, es fehlte ihm etwas: Zucht, Ordnung, Benimm. Ich denke jetzt nicht nur an die äußere Erziehung. Ich denke daran, daß Gott uns alle und immer wieder in seine Zucht und Bearbeitung nehmen muß und will. Er läßt nicht ab, uns so zu behandeln, daß wir Edelsteine werden, ein Schmuck in seinen Augen. So manches muß fallen, wenn wir edel werden sollen. In der

Werkstatt der Sorge, der Krankheit, des Verzichts sollen wir zum Leuchten gebracht werden. Das ist nicht leicht und nicht angenehm, ich weiß. Aber es ist nötig, damit wir wertvoll werden.

Und schließlich denken wir an jenen Stein, von dem die Bibel spricht. Es ist ein Stein, den einst die Bauleute verworfen haben. Aber Gott hat ihn aufgenommen, hat ihn so behandeln lassen, daß er zum Grundstein, zum Eckstein, zum Schlußstein wurde (Matthäus 21, 42). Er, Christus, ist das Wertvollste was es gibt. Das Kostbarste. Der Edelstein. Die Bibel sagt: Das ist von dem Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen.

Sieh, wie die Blumen stehn

Drei Dinge, sagt man, sind uns vom Paradies geblieben: Die Sterne, die Blumen und die Augen des Kindes. Der gestirnte Himmel ist wie ein Widerschein unserer blumenübersäten Wiesen. Und das Auge eines Kindes trägt den Glanz der himmlischen Sterne und strahlt das Leuchten der irdischen Blumen. Und Gott hat sie alle geschaffen.

Wie es die Blumen machen, das muß man einmal beachten. Wir wissen es zwar alle von unseren Blumen auf der Veranda und im Garten, daß sie dem Lichte zuwachsen. Aber da denke ich an eine Wiese droben in den Bergen. Wir mußten schon tüchtig steigen, bis wir sie erreichten. Aber dafür überraschten uns auch die Bergblumen, die weiter unten nicht wachsen. Auf dieser Wiese war es der blaue Enzian. Alles war übersät mit lauter blauen Tupfen. Aber da es eine Bergwiese war, war sie nicht eben, sondern geneigt. Man hätte nun annehmen können, daß die Blumen senkrecht nach oben gewachsen wären, aber nein, alle,

wirklich alle, hatten sich nach der Sonne ausgestreckt, wie sie da um die Mittagszeit auf sie herabstrahlte. Weit waren die Kelche geöffnet. Sie blühten in ihrer ganzen Schönheit der Sonne zu. Da habe ich mich zu ihnen gesetzt:

O Mensch, du bist so laut,
am End ein kluger Tor.
Sieh, wie die Blumen stehn,
und beuge dich davor!

Sie sind gar schön geschmückt,
sie spinnen nicht ihr Kleid
und prangen doch daher
in aller Herrlichkeit.

Und ob sie für dich stumm,
so reden sie doch fein,
sie hören jeden Laut
in ihrem Stillesein.

Und, wahrlich, darin sind
sie weiser wohl als du,
sie schweigen königlich
und atmen tiefe Ruh
und sorgen sich nicht ab,
tun doch die höchste Pflicht:
Gesammelt leuchten sie
und öffnen sich dem Licht.

(Kurt Müller-Osten)

Diese Bergblumen haben es nicht leicht. Viel später als bei uns kommt der Frühling. Der Winter ist bitterkalt. Viel wilder sind die Stürme, viel rauher ist die Luft. Die Sonne kann auch heißer brennen und der Regen unbarmherzig niederprasseln. Sie haben es schwer. Und gerade sie sind so schön geworden, ihre Farben sind viel intensiver, sie alle

dort, nicht nur der Enzian. Das muß doch wohl zusammenhängen: Das Schwere und das Schöne. Verstehen Sie, daß ich nun an uns Menschen dachte? Wir klagen über die Stürme, die über uns hinwegbrausen, über die Eiseskälte des Schicksals, dem wir unterworfen sind, über das Brennen in Nöten und Leiden. Wir beneiden Menschen, denen alles in den Schoß zu fallen scheint, die problemlos durchs Leben gehen. Sind sie nicht gepflegte Gartenpflänzchen? Aber die Tiefe der Farben, die Schönheit des Hinaufwachsens, das Aushalten und Feststehen, ist das nicht bei den andern? Die Blumen richten sich nach dem aus, der Leben, Gedeihen und Schönheit schenkt. Sie halten still, sie lassen die Kraft wirken. Der Mensch weiß um seinen Schöpfer. Er glaubt an den einen, den Gott uns schenkte als Licht, als Vorbild, als Helfer. An ihm wurde der Sinn allen Leidens, aller Kreuzesnöte deutlich. Von ihm heißt es: »Die Sonne, die mir lachtet, ist mein Herr Jesus Christ« (EKG 250). Halten wir ihm still oder laufen wir ihm weg? Sagen wir trotzig nein und müssen's dennoch leiden? Oder haben auch wir gelernt, uns ihm im Glauben zu öffnen wie die Blumen ihre Kelche, ihn wirken zu lassen und so ein Leuchten auszustrahlen, das andern hilft und sie erfreut? Der Choral »Gott ist gegenwärtig« (EKG 129) klang in mir auf:

Du durchdringest alles; laß dein schönstes Lichte,
Herr, berühren mein Gesichte. Wie die zarten Blumen
willig sich entfalten und der Sonne stille halten,
laß mich so still und froh deine Strahlen fassen
und dich wirken lassen.

Ich saß zwischen den Enzianblüten und sah sie mir näher an. Eigenartig, sie standen nicht allein. Immer waren es zwei, manchmal drei nebeneinander. Sie erinnerten mich an ein Ehepaar oder an eine Familie. Und da merkte ich: Wie schön waren sie alle zusammen in der Gemeinschaft.

Das galt nicht nur für den Enzian. Kleine, fast unscheinbare Bergblumen, aber alle zusammen in der großen Gemeinschaft, da erst wirkten sie und sind dem Auge eine Freude. Wieder dachte ich an die Menschen. Ist es bei uns nicht auch so? Wir gehören doch zusammen, sowohl Mann und Frau in der Ehe und dann auch mit den Kindern. Und dann auch nicht jede Familie für sich allein, sondern erst zusammen bilden wir die Gemeinschaft, die Gemeinde. Denn es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, das steht schon in der Bibel. Dazu sind wir geschaffen. Das spüren wir besonders deutlich, wenn wir zusammen in der Gemeinde als Gemeinschaft an den Schöpfer denken, ihn ehren und ihn anrufen. Dann erst blühen wir richtig. Die Bibel sagt es im 92. Psalm: Daß dann der Andächtige grünt wie eine Palme, daß er wächst wie eine Zeder auf dem Libanon. Die im Haus des Herrn gepflanzt sind gedeihen, von Gott umhegt. Auch dann, wenn sie alt werden, blühen sie dennoch, bleiben saftig und grün. – Auch wer ganz allein ist, soll wissen: Er ist nicht einsam, nicht vergessen, nicht abgeschrieben. Wir sind wie die große Wiese mit den Enzianblüten, alle hingewendet zum Schöpfer, denn er hat uns geschaffen.

Als ich nach einer Woche wieder auf die Wiese kam, war alles vorbei. Der Bergbauer war inzwischen dagewesen, die Sichel hatte abgeschnitten, die Wiese war gemäht. Es schneidet einem schon ins Herz, aber auch das wird zum Gleichnis. Die Schönheit vergeht, die der Blumen und die der Menschen. Es ist gut, daran erinnert zu werden und auch an das andere: »Alle die Schönheit Himmels und der Erden ist verfaßt in dir allein«, wie es im Lied »Schönster Herr Jesu« heißt. Da dachte ich an ein anderes altes Lied, 1638 auf einem fliegenden Blatt. Es spricht von den Blumen, aber wir sind gemeint. Blumen haben ja so bezeichnende Namen, man kann sich so manchen Bekannten dar-

unter vorstellen. Da gibt es Löwenmäulchen und Stiefmütterchen, Rittersporn und Zittergras, Brennessel und Edelweiß, Rührmichnichtan und Vergißmeinnicht. Sie alle, uns alle meint das Lied:

Es ist ein Schnitter, heißt der Tod, hat Gewalt vom großen Gott. Heut wetzt er das Messer, es schneidet schon viel besser, bald wird er drein schneiden, wir müßens nur leiden. Hüt dich, schöns Blümelein.

Und dann werden diese vielen, vielen Blumen aufgezählt und wir sind gemeint:

Viel hunderttausend ungezählt da unter die Sichel hinfällt: Rot Rosen, weiß Lilien, beid wird er austilgen; ihr Kaiserkronen, man wird euch nicht schonen. Hüt dich, schöns Blümelein.

So viel Maßlieb und Rosmarin welkt unter der Sichel hin, Vergißmeinnit, du mußst auch mit, und du, Tausendschön, man läßt dich nit stehn. Hüt dich, schöns Blümelein.

Er macht so gar kein Unterschied, geht alles in einem Schnitt, der stolze Rittersporn und Blumen in dem Korn, da liegens beisammen, man weiß kaum den Namen. Hüt dich, schöns Blümelein.

Aber die letzte Strophe spricht von der Zuversicht, die über den Tod hinaus reicht:

Trutz, Tod, komm her, ich fürcht dich nit, trutz, komm und tu ein' Schnitt! Wenn er mich verletzt, so werd ich versetzt – ich will es erwarten – in himmlischen Garten. Freu dich, schöns Blümelein!

Es ist das großartige an diesem Lied, daß es so realistisch ist. Da wird nichts verharmlost. Der Schnitter Tod ist da, keiner entgeht ihm, und wenn er sich noch so sehr vor ihm hütet. Denken wir ruhig einmal in diesem Augenblick daran. Wie ist Jugend hingemäht worden in den Kriegen, junge Menschen in der Blüte ihrer Jahre. Wie werden unsere Altgewordenen welk und hinfällig bis der Tod sie erlöst. Aber nun der große Unterschied zu den Blumen, die sprossen, blühen und vergehen, und aus derselben Wurzel nächstes Jahr wieder sprossen und vergehen. Bei uns ist das anders. Dafür hat Jesus Christus gesorgt. So sagt es die Bibel: »Er hat uns errettet und versetzt in das Reich seines lieben Sohnes« (Kolosser 1, 13). Daher diese Zuversicht: Trutz Tod! Wenn Verletzung, dann Versetzung in den himmlischen Garten. Freude die Fülle, singt Paul Gerhardt, und selige Stille hab ich zu warten im himmlischen Garten – ja, freu dich, schöns Blümelein.

Hat mein Leben einen Sinn?

Da lebt eine junge Generation und weiß nicht warum. Da leiden sie, daß sie so sind, wie sie sind. Da möchte ein Mädchen lieber ein Junge und ein Junge lieber ein Mädchen sein. Da möchte einer in einem andern Land, zu einer andern Zeit geboren sein. Eine große Unzufriedenheit zieht sich, wie ein roter Faden, gerade durch die junge Generation, und wir Älteren stehen vor dem »Warum«, das sie uns entgegenschleudern. Man fragt: Warum lebe ich eigentlich? Ein junger Mensch sagte mir: »Man wird geboren, geht eine Weile auf dieser krummen Erde einher und dann stirbt man;

was hat das für einen Sinn?« Was soll man antworten? Ich denke da an ein Wort des Paulus aus dem Römerbrief (9, 20): »Ja, lieber Mensch, wer bist du denn, daß du mit Gott rechten willst? Spricht auch ein Werk zu seinem Meister: Warum machst du mich so?«

Paulus stellt sich einen Töpfer vor. Der sitzt vor seiner Töpferscheibe, läßt sie sich drehen und nimmt aus dem Eimer einen Klumpen Ton. Den setzt er auf die Scheibe und nun formen seine Hände, während sich die Scheibe immer schneller dreht, einen Teller oder eine Vase oder einen Krug aus dem Ton, gerade wie er will. Er fragt den Ton nicht vorher: was willst du werden? Und er erklärt ihm auch nicht nachher, weshalb er ihn so geformt hat. Es fällt auch keiner Vase ein, sich zu beklagen und vorwurfsvoll zu fragen: warum hast du nicht einen Teller aus mir gemacht? Eine Vase ist eine Vase und erfüllt ihren Zweck. Ein Teller ist ein Teller und erfüllt auch seinen Zweck. Den vom Töpfer ihm zugedachten und vorbestimmten Zweck. Da ist alles klar und eine Diskussion unnötig.

Das ist ein Gleichnis. Wir wollen festhalten: Gott ist der Schöpfer. Wir aber sind das Geschaffene. Er hat auch uns werden lassen zu einem ganz bestimmten, von ihm vorausgesehenen Zweck. Das ist kein Zufall und keine Sinnlosigkeit. Ob wir das nun einsehen oder nicht, ob wir das nun merken oder nicht. Martin Luther bekennt: »Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen.« Dieser Glaube war einst selbstverständlich. Heute ist er es nicht. Wir müssen wieder neu lernen, das zu glauben. Dann wird auch das Fragen verstummen und das Hadern mit unserm Schicksal.

Kennen wir noch das Gedicht von dem Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt? Es war auch zuerst nicht zufrieden mit den Nadeln, die es von Natur aus trug. Es wollte

Blätter aus Gold – als das scheiterte, aus Glas – als die zerbrachen – grünes Laub – als das abgefressen wurde, wünschte es sich doch wieder die ursprünglichen Nadeln zurück. Es war eben doch das Beste, so zu sein, wie es der Schöpfer bestimmt hatte. Er wußte, weshalb das gut war. Das Bäumlein wußte es zuerst nicht, hat es aber hernach erfahren. Müssen wir denn immer wie das Bäumlein solch schlimme Erfahrungen sammeln, bis unser »Warum« verstummt?

Nicht überflüssig

Wir können doch nicht immer alles gleich oder bald erfahren. Wir überschauen ja nur den kleinen Kreis, in dem wir stehen und auch den nur unvollkommen. Darum müssen wir uns eines sagen lassen. Der Schöpfer hat mit jedem seinen Plan, auch mit dir. Und nach diesem Plan füllst du eine wichtige Stelle im Weltgetriebe aus. Nicht du beurteilst, ob das richtig oder wichtig ist, sondern er. Und sei überzeugt: dein Leben hat vor deinem Schöpfer einen Sinn. Auch dann sogar, wenn du diesen Sinn nicht erkennst. Selbst dann, wenn du zweifelst und dir so überflüssig vorkommst. Höre es: du bist nicht überflüssig. Ohne dich ginge es nicht, sagt dein Schöpfer. Darum bist du hier, darum läßt er dich an dieser Stelle so lange stehen, wie er es für richtig hält. Sei überzeugt, er weiß, was er tut.

Ich mache mir immer meine Gedanken, wenn ich in den nächtlichen Frankfurter Hauptbahnhof mit dem Zug ein- und wieder ausfahre. Ein riesiger, dunkler Bahnhof mit vielen Weichen, und nur kleine Lichtlein zeigen die Stellung der Weichen an. Der Zug fährt durch das Schienengewirr. Zuerst scheint er nach links geleitet zu werden, dann schwenkt er nach rechts ein und schließlich fährt er sicher auf einem der vielen Bahnsteige ein. Und nachher genau so

sicher wieder heraus und seinem fernen Ziele zu. Ich sitze sicher in meinem Abteil und zerbreche mir doch nicht den Kopf. Ich bin auch überzeugt, daß nicht einmal der Lokomotivführer vorher weiß, welche Strecke sein Zug fahren wird. Aber auch er zerbricht sich nicht den Kopf. Er achtet auf die Signale und vertraut sich dem an, der ihm die Signale und Weichen vom großen Stellwerk aus richtet, so wie ich mich dem Zug anvertraue.

Ist es nicht so mit Gott? Er hat den Plan, er kennt die Strecke und stellt die Weichen und Signale unseres Lebens. Wir aber haben nicht nach der Streckenführung zu fragen, sondern auf die Signale zu achten. Und sehen wir ein warnendes Rot, haben wir zu halten, zu warten und das Haltesignal nicht zu überfahren, bis es wieder auf freie Fahrt zeigt. Wir merken es ja ganz gut, wenn uns Gott in unserm Leben das Halt zuruft. Warum vertrauen wir uns denn nicht seiner Führung an wie wir uns der Zugführung bei einer Eisenbahnfahrt anvertrauen? Die wenigsten Menschen achten auf den Lokomotivführer und niemand sieht den, der an der Gleisbildstelle steht und Signale und Weichen stellt und damit die Züge sicher leitet. Trotzdem fahren sie alle sicher und selbstverständlich mit der Bahn. Wieviel mehr sollten wir demjenigen bedingungsloses Vertrauen entgegenbringen, der den Zug unseres Lebens steuert, auch wenn wir ihn nicht sehen. Seien wir auch nicht so ungeduldig wie Kinder im Zug, die nicht warten können und schon nach kurzer Zeit fragen: Sind wir noch nicht da? Unsere Lebensfahrt geht eine ganze Weile und es wird viele Haltepunkte, Bahnhöfe, viele Blockstellen und Brücken zu passieren geben.

Das Ziel

Haben Sie schon einmal beobachtet, was die Einzelnen während einer Fahrt machen? Es gibt Leute, die verschlafen am liebsten eine ganze Eisenbahnreise. Die tun mir immer leid. Sie haben nichts davon. Andere wieder pflegen die ganze Zeit zu essen. Auch sie tun mir leid. Beide, die Schlafenden und die Essenden, scheinen mir rechte Materialisten zu sein. Wieviele Menschen gibt es wohl, die es auf ihrer Lebensfahrt auch sind? Und hier ist es viel schlimmer und schwerwiegender als bei einer gelegentlichen Reise. Wieviel habe ich schon auf einer Eisenbahnfahrt gelernt und erlebt, wenn ich mit offenen Augen fuhr. Es gibt unterwegs auch so viel zu helfen in Wort und Tat. Was läßt sich alles beobachten, und auch arbeiten kann man unterwegs. Ist es im Leben nicht erst recht so? Das Leben besteht eben nicht nur aus Essen, Trinken und Schlafen. Es besteht auch nicht nur im Vorwärtstkommen und Arbeiten. Wieviel Möglichkeiten gibt es, zuzupacken, mitzuraten, zu helfen, wieviel zu erleben und zu lernen bis an sein Lebensende. Wieviel Freude kann man machen und wieviel Schönes sehen und behalten, wenn man nur die Augen aufmacht und die Hände dazu. So ist das Leben, es hat Sinn und es gewinnt seinen Sinn auch durch uns selbst, durch Auswertung all der Möglichkeiten und Gaben, die der Schöpfer in uns gelegt hat.

Aber schließlich das Wichtigste. Das ist das Ziel. Jeder Zug hat seinen Bestimmungsbahnhof, jede Lokomotive ihren Heimatbahnhof, jeder Reisende sein Ziel. Dein Ziel – o Mensch – heißt Ewigkeit. Deine Heimat ist, durch Jesus Christus, bei deinem Vater und Schöpfer im Himmel. Dort geht die Fahrt hin. Das behalte stets im Auge. Hier sind wir unterwegs. Allein vom Ziel her erhält unser Leben einen Sinn. Vom Ziel her gesehen lenkt uns der Schöpfer und

denkt an jeden von uns. Das gibt uns Halt und Freude, Kraft und Zuversicht. Das gibt uns auch den Sinn unseres Lebens, das auf ihn hin geführt wird. Bei ihm wird es vollendet sein. Bei ihm wird uns der Sinn bis in alle Einzelheiten einmal geöffnet werden. Gott ist der Sinn unseres Lebens.

»O welch eine Tiefe des Reichtums, beides, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt oder wer ist sein Ratgeber gewesen? Oder wer hat ihm etwas zuvor gegeben, daß Gott es ihm vergelten müßte? Denn von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit. Amen« (Römer 11, 33–36).

Bibel ohne Worte

Es gibt eine eigenartige Bibel. Nicht eine aus weißen Seiten mit schwarzen Buchstaben. Nein, diese Bibel hat nur vier Seiten. Kein Wort ist in dieser Bibel geschrieben, kein Buchstabe zu sehen. Die vier Seiten sind vielmehr schwarz, rot, weiß, golden. Das ist die ganze Bibel! Sie ist aus der Eingebung eines Mannes entstanden. Das war ein Mann mit viel Liebe – und Liebe macht erfinderisch. Er hieß Baedeker. Es war nicht der bekannte Begründer der Reisehandbücher, der hieß Karl. Nein, das war Friedrich Wilhelm Baedeker. Er lebte gegen Ende des 19. Jahrhunderts, ein Weltreisender Gottes. Ursprünglich ein Gelehrter, wurde er durch einen englischen Evangelisten selber ein Seelsorger in vornehmen Salons und in schaurigen Kerkerzellen. 1877 kam er zum ersten Mal nach Rußland. Er verkündigte nicht nur in Kreisen des Adels das Evangelium, er ging auch in

die Zwangsarbeitslager und Gefängnisse. 1890 durchquerte er mit wenigen Begleitern auf einem Pferdewagen zum ersten Mal den asiatischen Kontinent vom Ural bis Sachalin im äußersten Osten Asiens. 40000 Gefangenen sagte er auf dieser Reise von Christus. »Warum kommen Sie zu uns, hier gibt es keine Hoffnung mehr«, fragte ihn in den Bleibergwerken Sibiriens einer von denen, die auf Stirn und Wangen mit Eisen gebrannt, dort in Ketten den Rest ihres Lebens zubrachten. »Steht es so, dann vergeb mir, daß ich nicht zu allererst zu euch gekommen bin. Ein Ort, wo es keine Hoffnung mehr gibt, ist der rechte Platz für die Botschaft vom Heil Gottes«, sagte er und predigte ihnen. Aber er mußte weiter. Er wollte ihnen zum Trost und zur Stärkung ein Neues Testament schenken, damit sie immer wieder zu Christus, der lebendigen Hoffnung hinfinden könnten. Aber viele konnten nicht lesen! Da entstand diese Bibel mit den vier Seiten. Er gab sie ihnen und erklärte sie so, daß sie es nie vergessen konnten.

Schwarz ist die erste Seite. Schwarz ist das Schicksal dieser Gefangenen – hoffnungslos. Schwarz ist das Herz der Menschen geworden, durch Verfehlung, durch eigene Schuld, durch Schuld der andern – hoffnungslos. Das Herz, das Gemüt, der Sinn und das Denken, gestürzt in tiefste Nacht – ohne Hoffnungsschimmer, verdorben, gestorben, das war die Situation dieser Menschen, und vielleicht auch einmal die Situation von dir und mir – wenn es bei dieser einen Seite bliebe.

Aber purpurrot ist die zweite Seite. Karfreitag steigt auf. Ein unschuldiges, teures Blut verströmt auf Golgatha. Die Sonne selbst ist schwarz geworden, der Himmel trauert und doch – die rote Farbe siegt. Sie ist nicht nur das Zeichen des Blutes, sie ist das Zeichen der Liebe. Dieses Rot ist kräftiger. Dieses Rot besiegt das Schwarz. Die Sonne wird wieder

scheinen. Denn das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde, sagte der Apostel Johannes (1. Johannes, 1, 7). Aus der Katastrophe des Karfreitags, aus der Sündenverderbnis steigt leuchtend die eine rote Farbe, das Zeichen der Liebe für den hoffnungslosen Menschen, das Zeichen der Vergebung und Erlösung. Die Spuren dieser roten Farbe sind nicht mehr auszulöschen. Ein römischer Kaiser der Verfolgungszeit versuchte es. Er wollte den Christen ihre heiligste Stätte nehmen. Er baute über Golgatha einen Tempel, und ausgerechnet einen Tempel für die Venus, die Göttin der Liebe. Es nützte nichts, jener Tempel zerfiel, Golgatha bleibt. Die Liebe Jesu erwies sich als stärker als alle Anbetung der sinnlichen Liebe. In dieser Liebe ist Hoffnung für alle.

Und darum ist die dritte Seite weiß. Schneeweiß sollte sie sein, leuchtend in ihrer Unschuld und im Glanz himmlischen Lichtes. Jesaja hat es schon verkündet, 700 Jahre, bevor es in Jesus Wirklichkeit wurde. So spricht der Herr: »Wenn eure Sünde auch blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden; wenn sie rot ist wie Scharlach, soll sie doch wie weiße Wolle werden« (Jesaja, 1, 18). Kann man es einfacher sagen, kann man es schöner ausdrücken, die Erfüllung jener Bitte: Schaffe in mir Gott ein reines Herz. Ein Herz ohne Makel und Fehl, ohne Flecken, ohne trübe Stellen! Der Maler benützt Deckweiß, mit ihm kann er alle anderen Farben zudecken. Nicht auslöschen, denn kein Radiergummi, kein Messer ist scharf genug, um das zu entfernen, was sich tief ins menschliche Herz eingefressen hat. Aber die Liebe Jesu am Kreuz kann das Herz so weiß und unschuldig machen, weil es zugedeckt wird von seiner Vergebung: Das Blut Jesu macht uns rein von aller Sünde. Das ist lebendige Hoffnung.

Aber noch eine Seite ist da, die vierte. Sie darf nicht feh-

len. Die vierte Seite ist golden. Auf das Dunkel des Karfreitags folgte der strahlende Ostermorgen. »Wach auf mein Herz, die Nacht ist hin, die Sonn ist aufgegangen« (EKG 88). Denn: »Frühmorgens, da die Sonn aufgeht, mein Heiland Christus aufersteht« (EKG 85). Auf dieser Seite leuchtet die Ostersonne mit goldenem Schein. Hoffnung muß lebendig sein. Christus wurde lebendig. Darum verbürgt er allen, die an ihn glauben, auch ihre selige Auferstehung. Dann wissen wir, daß hier alles vergeht, was wir durchzumachen haben, auch die Nacht in den Bleibergwerken Sibiriens. Und nach allem Kampf und Streit leuchtet uns die goldene Herrlichkeit bei ihm, wenn wir einst beim Herrn sein werden allezeit.

Wollen wir uns diese vier Farben nicht auch merken? Nichts ist einfacher, nichts ist einprägsamer. Auch wir sollen es nie vergessen. Das Schwarz der Nacht, das Schwarz der Trauer wird uns an die erste Seite erinnern. Das Rot der Blumen, das Rot unseres eigenen Blutes weist uns auf die zweite Seite hin. Das Weiß des Schnees, das Weiß einer fleckenlosen Leinwand zeigt uns die dritte Seite an. Und das Gold der Sonne, jeden Tag neu und die Farbe des edelsten Metalls, verheißt uns die Herrlichkeit der vierten Seite. Ich weiß, viele kommen aus dem Dunkel der Nacht, aus der Tiefe der Sorgen, aus der Trauer und auch aus der Schuld nicht heraus. Vergessen wir nicht: Das Rot der Heilandstat, seiner Liebe, seiner Erlösung, kann uns aus dem Schwarz herausreißen und uns das Weiß der Unschuld und das Gold der Hoffnung geben.

Vier Farben – eine Bibel: Schwarz – rot – weiß – golden. Das ist das ganze Evangelium auf vier Seiten. Die nicht lesen konnten, sahen und verstanden. Und sie konnten es nicht vergessen. Es war ihre lebendige Hoffnung.

Sprichwörtliches

Das stille Kämmerlein

Wohl dem, der ein »stilles Kämmerlein« hat. Diesen Ausdruck kennen wir und sehnen uns danach. Denn die Welt ist so furchtbar laut geworden, wir sind so selten allein in dieser Menschenflut, daß wir ein stilles Kämmerlein für unseren inneren Menschen einfach nötig haben. Einmal selber stille werden und die Gedanken zur Ruhe kommen lassen, einmal nachsinnen und sich zurückerinnern. Und dann vorwärts schauen. Einen Blick ins Lösungsbüchlein tun und die Hände falten. Und wirklich sagen: Ich möchte jetzt nicht gestört werden – vielleicht sogar die Türe abschließen. Denn so heißt der ganze Satz: »Wenn du aber betest, so gehe in dein Kämmerlein und schließe die Tür zu und bete zu deinem Vater, der im Verborgenen ist.« Beten ist ein vertrauliches Gespräch mit dem himmlischen Vater. Da soll man nicht abgelenkt werden – weder dadurch, daß einer hereinplatzt oder daß das Telefon läutet. Jeder Ort, an dem man im Alleinsein mit Gott nicht gestört wird, kann zu einem stillen Kämmerlein werden. Das braucht kein feierlicher Raum zu sein mit einem Herrgottswinkel, einer Goldschnittbibel auf dem Tisch und einem Gebetsschemel. Ursprünglich war mit dem Kämmerlein eine außerhalb des Hauses gelegene Vorratskammer gemeint, die sicher höchst unfeierlich und nüchtern aussah. Aber auch ein stiller Winkel in einer geöffneten Kirche oder ein Spaziergang durch einen verschwiegenen Park – morgens oder abends – kann zu einem stillen Kämmerlein werden. Und dann ist es soweit: Sprich zu deinem Vater. – Aber wie macht man das, wie betet man? Ich weiß, das ist eine große Not und mancher möchte es und meint, es nicht zu können. Ist es denn

schwer, mit seinem irdischen Vater zu sprechen? Selbst wenn man nicht mehr in der Familiengemeinschaft lebt, man ruft ihn einfach an und dann spricht man. Ich weiß, wenn der Vater sehr beschäftigt ist, muß man es mehrmals probieren, ihn überhaupt zu erreichen. Im stillen Kämmerlein ist das viel leichter. Der himmlische Vater ist da. Zwar im Verborgenen, aber er ist da. Mag er noch so beschäftigt sein, er ist für uns da, zu jeder Zeit, zu jeder Stunde. Und nun sprich. Aber was soll ich sagen? Einer unserer Gesangbuchliederdichter, Gerhard Tersteegen, hat darauf eine gute Antwort gewußt. Ich möchte sie wörtlich zitieren: »Du sagst, daß du nicht beten könntest. Ist denn kein O, kein Ach in deinem Herzen? Und gesetzt, du könntest auch dieses nicht finden, so sag, daß du nicht könntest beten, dann – betest du schon.« Verstehen Sie, worauf es ankommt? Wieder anknüpfen, wenn Fäden abgerissen sind. Ein Gespräch des Herzens wagen mit dem ewigen Vater. Ob er antworten wird? Wie könnte ein guter Vater sein Kind ohne Antwort lassen? Ich bin überzeugt, daß er antworten wird. Hat er nicht schon längst zu uns gesprochen? Spricht er nicht heute, jetzt zu uns? Heute, so ihr seine Stimme hören werdet? Die Stimme, die das vom stillen Kämmerlein gesagt hat, ist ja seine Stimme. In ihm hat Gott zu uns gesprochen. Und wenn Sie mich fragen, wo das steht: Nun, es ist ein Wort Jesu aus seiner Bergpredigt (Matthäus 6, 6).

Wer sucht, der findet

Hat jemand etwas verlegt oder verloren, dann wird er vermutlich die Aufforderung kennen oder hören: Suchet, so werdet ihr finden. Natürlich kann einem der Zufall helfen. Aber man soll sich nicht auf ihn verlassen. Darum wird in

der Forschung das Suchen ganz groß geschrieben. Welche Freude, wenn sich der Erfolg einstellt, wenn sich das Suchen gelohnt hat. Es steckt im Suchen ein eigenartiger Reiz, ja eine Notwendigkeit, das Gefundene umso höher zu schätzen. Eine kleine Geschichte möge das verdeutlichen. Es war auf dem Heidelberger Schloß, und einem alten Heidelberger ist sie dort passiert. Er stand im Schloßhof, als eine junge Dame auf ihn zutrat und ihn ein wenig mühsam fragte: »Wo ist die Heidelberger Schloß?« Nun, sie stand mitten drin, aber sie schien es nicht zu wissen. Der Heidelberger staunte, aber er sagte ohne eine Miene zu verziehen: »Jetzt gehen Sie dort durch das Tor hinaus den Weg durch den Park. Dann gehen Sie den Berg hinunter bis Sie ein Schild sehen: Zur Bergbahn. Dort steigen Sie ein und fahren los, und an der ersten Station steigen Sie aus. Von dort kommen Sie genau zum Heidelberger Schloß.« Die Dame bedankte sich und zog los. Nach einer Stunde war sie ein zweites Mal im Schloßhof, aber jetzt richtig, mit Bewußtsein. Und sie traf sogar den alten Heidelberger von vorhin und sagte: »Mein Herr, ich bin viel gereist in die Welt, aber das ist mir meine ganze Leben noch nicht passiert. Aber – Sie haben Humor und das gefällt mir.« War es wirklich nur Humor? Gewiß, hätte er ihr gleich gesagt, daß sie sich auf dem Schloß befände, wären ihr die Wege und der Zeitverlust erspart geblieben. Aber sie hätte sich dieses Schloß nicht mit Bewußtsein erobert. Es wäre ihr zu mühelos, per Zufall in den Schoß gefallen. Jedes Schloß, jeder Berg, jede Landschaft will mit Bewußtsein aufgenommen und erlebt werden. Und nicht nur sie. Es steckt im Suchen ein Segen. Das Gefundene wird kostbarer, es ist erarbeitet, vielleicht sogar erlitten. Es steckt im Suchen die Verheißung: Ihr werdet finden. Man kann aber auch bequem werden und gleichgültig, dann bleibt man zurück, dann stumpft man ab. In den

zwanziger Jahren war viel von Gottsuchern die Rede. Da hieß es: »Wo bist du Gott? Ich hab die Wälder mit deinem Namen wachgeschrien. Ich hab das Meer gefragt, die Stürme. Jetzt steh ich still, wer hilft mir suchen?« Das scheint lange vorbei zu sein. Sucht man nicht mehr? Gilt nicht, was ein Gottsucher damals schrieb: »All unsere Zeit ist ein Geschrei nach Gott, wer Ohren hat, der muß das Tosen hören!« Ist man so sicher, daß es sich nicht mehr lohnt, Gott zu suchen, weil die Rede geht, er sei tot? Wer nicht sucht, wird nicht finden. »Wenn ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen« heißt es beim Propheten Jeremia (29, 13). So ist es schließlich auch jenem Gottsucher gegangen. Es war der Dichter Gustav Schüler:

Ich habe Gott gesucht und fand ihn nicht.

Ich schrie empor und bettelte ins Licht.

Da, wie ich weinend bin zurückgegangen,

faßt's leise meine Schulter: »Ich bin hier,

ich habe dich gesucht und bin bei dir.«

Und Gott ist mit mir heimgegangen.

Suchen hat einen Sinn. Nichts fällt uns in den Schoß, auch Gott nicht. Er muß erbetet und erworben sein, so eigenartig das klingt. Luther hat es erfahren: Suchet, so werdet ihr finden. Und wenn Sie mich fragen, wo das steht, dann sage ich wieder: Es ist ein Wort Jesu aus seiner Bergpredigt (Matthäus 7, 7).

Splitter und Balken

Wenn uns etwas ins Auge gekommen ist, versuchen wir, den Fremdkörper herauszubekommen. Aber es gibt eine Ausnahme. Man sieht überdeutlich den Splitter im Auge des

ändern und hat dabei sogar einen Balken im eigenen Auge. Das ist grotesk gesagt. Aber es ist gar nicht so maßlos übertrieben, wie es den Anschein haben könnte. Das Wort vom Splitter und Balken zeigt gleichnishaft ein Verhalten, dem jeder von uns unterliegt. Man sieht doch viel eher einen Fleck am Kleid des andern als den eigenen. Man sieht, daß die Krawatte des Gegenübers verrutscht ist – man kommt mit seinen Augen einfach davon nicht los – man sieht aber ohne Spiegel nicht, wie die eigene Krawatte sitzt. So ist es mit allen Flecken, die der andere hat. Flecken auf seiner weißen Weste, Flecken auf seinem Charakter, Flecken in seiner Familie, bei seinen Kindern. Und dann pflegen wir darauf zu zeigen, mit ausgestrecktem Finger und vergessen, daß dann immer drei Finger unserer eigenen Hand auf uns selbst zurückdeuten. So werden wir denn zum Heuchler. Im Helfenwollen, dem andern den Splitter herauszuziehen, erhöht man sich selbst, und erniedrigt damit den andern. Der aber sieht nun wieder trotz Splitter kristallklar den Balken im Auge des Gegenübers und denkt: So schlimm ist es bei mir gar nicht, der muß erst den Balken bei sich selbst entfernen, solange laufe ich mit meinem Splitter herum. So dreht man sich im Kreise, lustig fährt das Karussell und kommt nicht vom Fleck. Jeder zeigt auf den andern. Der Splitter bleibt drin, der Balken bleibt drin. Und dann merkt man doch, wie sehr so ein Ding hindert, brennt, wehtut und schließlich sieht das Auge gar nichts mehr. Ich habe einmal ein kurzes Gebet gelesen. Es lautete: »Herr, erneuere die Welt und fange bei mir an.« Das ist ein gutes Gebet. Es soll nicht bei andern angefangen werden, sondern bei mir selbst, ganz persönlich. Wir wissen allerdings, wie schwer es ist, sich selbst zu helfen, gerade, wenn einem etwas ins Auge geflogen ist. Man reibt und reibt und es wird nur schlimmer. Man sieht ja nicht, was es ist. Und ein Spiegel hilft da auch

nichts, das Auge selbst ist ja betroffen. Wie oft kam ich früher zu meinem Vater, wenn mir etwas ins Auge gekommen war. Etwa damals in den Zügen, als die Dampflokomotiven diese kleinen Kohlestückchen herumfliegen ließen. Erst recht braucht man einen Helfer, um einen Balken zu entfernen. Man sollte den Mut haben, sich jemandem anzuvertrauen, der einem helfen kann. Und wenn es dann gelungen ist, einen neuen Anfang zu machen, wenn Flecke beseitigt und Fremdkörper entfernt sind, dann darf man untereinander auch dem andern helfen. Dann wächst die Gemeinschaft und der Heuchler in uns ist besiegt. Denn so heißt der ganze Satz: »Zieh am ersten den Balken aus deinem Auge, danach siehe zu, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehst.« Und wenn Sie mich fragen, wer uns diese gute Mahnung gegeben hat – nein, es ist kein Sprichwort, es ist ein Satz Jesu aus seiner Bergpredigt (Matthäus 7, 5).

Die goldene Regel

Alles nun, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch. Das nennt man die goldene Regel. Alles beruht auf Gegenseitigkeit. Wie du mir, so ich dir. Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es heraus. Aber hören Sie dazu eine Geschichte. Zu einem weisen Mann kam ein Bettler in Lumpen. Die Haare hingen ihm ungekämmt ins schmutzige Gesicht: Du weißt, Herr, wie bitter Armut ist. Ich bin sehr arm. – Ich wußte gar nicht, daß Armut schmutzig ist, erwiderte der Weise. – Ach Herr, sagte der Bettler, alle gehen mir aus dem Wege, keiner gibt mir etwas. – Und was gibst du ihnen, fragte der Weise. – Aber Herr, ich habe doch nichts. – Doch, meinte der Weise, jeder hat einen unerschöpflichen Schatz von Liebe, davon braucht er nur aus-

zuteilen und jeder bekommt so viel wieder, wie er braucht. – Der Bettler fiel ihm ins Wort: Wie könnte ich Liebe austei- len, da keiner etwas von mir nehmen will? – Weil du nur nehmen und nicht geben willst, sagte der Weise. Flicke dei- ne Kleider, wasche und kämme dich. So wie du jetzt bist, wirst du jeden abschrecken. Salbe dein Gesicht mit dem Widerschein innerer Güte und du wirst nicht ausgestoßen sein. Wenn dir ein Lahmer begegnet, stütze ihn. Siehst du einen Blinden, so führe ihn. Schenke aus der Fülle deiner Liebe und dir wird Liebe geschenkt, mehr als du brauchst. Aber fordere nicht, und erwarte nicht, daß man dich be- schenkt. – Der Bettler ging und grollte, weil er nichts be- kommen hatte. Als er an einen Brunnen kam, glaubte er zu hören: Wasche dich, wasche dich. Er tat es, strich sich die Haare aus dem Gesicht und betrachtete sich im Wasserspie- gel. Sein Gesicht erschien ihm anders, gesalbt mit dem Wi- derschein innerer Güte? Er nahm sich vor, Schuhe und Kleider zu flicken. Als er einem Lahmen begegnete, dem die Krücke entfallen war, hob er sie ihm auf. Der Lahme sagte: Du hast schlechte Kleider, aber ein gutes Herz. Be- gleite mich nach Hause, so will ich dir bessere Schuhe und einen guten Rock schenken. So kam der Bettler noch am gleichen Tag zu einem neuen Kleid. Und soviel er künftig gab, immer wurde ihm wieder geschenkt: ein freundliches Lächeln, ein dankbarer Blick, ein gütiges Wort, ein Stück Brot, eine Mahlzeit. Vor allem: er fühlte sich nicht mehr ausgestoßen. Da wußte er, wie wahr der Weise gesprochen hatte: Kein Mensch ist arm, denn jeder hat einen uner- schöplichen Schatz an Liebe, davon braucht er nur auszu- teilen und erhält soviel wieder, als er nötig hat. Es ging mit dem Bettler aufwärts, so, daß man ihn auch äußerlich kaum wiedererkennen konnte. Als er den Weisen einmal traf, dankte er ihm mit überschwenglichen Worten. Bruder,

sagte der Weise, danke dem Ewigen, dessen bescheidenes Werkzeug wir sind. Gott ist die Liebe und wo wir Liebe schenken, sind wir nur die von ihm bestellten Austeiler seines unerschöpflichen Reichtums. Soweit die Geschichte. Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch. Das ist kein Sprichwort. Das ist ein Wort dessen, der in der Bergpredigt zu uns gesprochen hat. (Matthäus 7, 12).

Unser tägliches Brot

Wir gehen in Gedanken zurück und erinnern uns: Als der Mensch selbsthaft wurde, etwa vor zehntausend Jahren, da konnte er den Winter mit Vorräten aus Getreidekörnern überdauern. Der Getreideanbau wurde zum Rückgrat der Landwirtschaft und ist es bis heute geblieben. Das Korn wurde ursprünglich mit Steinen in Handarbeit zerrieben, später besorgten das Mahlsteine, die von Tieren gezogen wurden. So war der Weg vom Korn zum Mehl nicht weit, aber weit zum Brot. Die Griechen aßen Fladen, die über Holzkohlenfeuer gebacken wurden, die Römer lebten lange Zeit vom Brei, die Germanen ernährten sich von Hafergrütze. Die Ägypter waren es, die Brot aßen. Es sind jetzt rund 6000 Jahre her, seit die Ägypter etwas ganz Ungeöhnliches anfangen: Während alle anderen darauf achteten, daß die Speisen nicht faulten und damit ungenießbar wurden, fanden die Ägypter: erst was faule, wäre gut. Sie nahmen den Teig, stellten ihn in die Sonne und dort gährte er. Sie wußten zwar nicht, was das war, aber was man mit einem solchen Sauerteig alles anfangen konnte, das merkten sie bald. Und noch etwas stammt von ihnen. Ursprüng-

lich hatten sie, wie andere Völker, den ungesäuerten Teig am offenen Feuer geröstet. Einer kam nun auf den Gedanken, die Hitze einzusperren, er formte aus Nilschlamm Ziegel, baute ein kleines Haus, teilte den Raum durch eine Platte, die das Feuerloch von der Backfläche trennte, und der Backofen war erfunden. Ein anderer hatte den Einfall, die Gärung zu beschleunigen. Er gab dem neuen Teig ein Stück vom alten Sauerteig bei. Damit hatte er die Wirkung der Hefe entdeckt. Seitdem hüteten die Ägypter kleine Brocken vom alten Sauerteig wie eine Kostbarkeit. *Brot* war entstanden und wurde zum Sinnbild des Lebens, zum Inbegriff menschlicher Nahrung und Lebenskraft. Brot gehört mitten hinein ins Vaterunser: »Unser täglich Brot gib uns heute.«

Luther sagt in seiner Erklärung: »Gott gibt täglich Brot wohl ohne unsere Bitte, auch allen bösen Menschen; aber wir bitten in diesem Gebet, daß er's uns erkennen lasse und wir mit Danksagung empfangen unser täglich Brot.«

Die Bibel ist voller Preis und Dank: »Du feuchtest die Berge von oben her«, heißt es in Psalm 104, 13. 14, »du machst das Land voll Früchte, die du schaffest, du läßt Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz den Menschen, daß du Brot aus der Erde hervorbringest, daß der Wein erfreue des Menschen Herz und sein Antlitz schön werde vom Öl, und das Brot des Menschen Herz stärke.«

Christus und das Brot

Jesus war es, der in seinen Predigten und Gleichnissen aufnahm, was mit Essen und Trinken, Saat und Ernte, Brot und Wein zusammenhing. Er verglich das Himmelreich mit einem Sauerteig, den eine Frau nahm, unter drei Scheffel Mehl vermengte, bis daß der Teig ganz durchsäuert wurde

(Matthäus 13, 33). Ein gutes Beispiel dafür, wie das Evangelium, dem Sauerteige gleich, Leben weckend durch alle Völker dringt und Kraft gibt bis auf den heutigen Tag. Unvergänglich das Gleichnis vom vierfachen Ackerfeld (Matthäus 13, 3–8). So beginnt es ja, wenn man Brot schaffen will: »Es ging ein Sämann aus zu säen«, sagt Jesus, »und indem er säte, fiel etliches an den Weg, da kamen die Vögel und fraßen's auf. Etliches fiel auf das Felsige, wo es nicht viel Erde hatte und ging bald auf, weil es nicht tiefe Erde hatte, als aber die Sonne hochstieg, verwelkte es und weil es nicht Wurzel hatte, wurde es dürre. Etliches fiel unter die Dornen und die Dornen wuchsen auf und erstickten es. Etliches fiel auf gutes Land und trug Frucht, etliches hundertfältig, etliches sechzigfältig, etliches dreißigfältig.« – Man muß sich erst hineindenken, was Jesus damit sagen will. Es ist ja ein Gleichnis. Die Jünger haben es nicht sofort verstanden. Jesus deutete es ihnen selbst: »Wenn jemand das Wort hört und nicht versteht, so kommt der Satan und reißt weg, was gesät ist in sein Herz. Das ist der, bei dem an den Weg gesät ist. Bei dem aber auf das Felsige gesät ist, das ist der, der das Wort hört und es alsbald aufnimmt mit Freuden, aber er hat nicht Wurzel in sich, sondern ist wetterwendisch. Bei dem aber unter die Dornen gesät ist, das ist, der das Wort hört und die Sorge der Welt und der Betrug des Reichtums erstickt das Wort, und er bringt nicht Frucht. Bei dem aber in das gute Land gesät ist, das ist, der das Wort hört und versteht es und dann auch Frucht bringt« (Matthäus 13, 19–23).

Jesus spricht weiter vom Brot Gottes, das vom Himmel kommt und der Welt das Leben gibt. Seine Zuhörer bitten ihn sogleich: Gib uns allezeit solches Brot. Darauf weist er auf sich selbst: »Ich bin das Brot des Lebens. Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern« (Johannes 6, 33–35). Man

muß einen Augenblick innehalten, um das zu begreifen und um auch das andere Jesuswort zu verstehen: »Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, so bleibt's allein, wenn es aber stirbt, so bringt es viel Frucht« (Johannes 12, 24).

Er ist Weizenkorn, *er* ist Brot. In diesen Worten haben wir die ganze Verkündigung und auch den ganzen Leidensweg Jesu. Denken wir einmal daran, welchen Weg das Brot geht vom Samenkorn bis hin zum gebackenen Brot, das man ißt. Schon die Griechen sahen im Samenkorn, das für das Brot bestimmt war, ein Symbol des Leidens. Sie merkten, wie das Korn in die kalte Herbsterde versenkt, auf der Dreschtenne gefoltert, zwischen den Mahlsteinen geschunden und zerquetscht wurde. Trotzdem schenkte es ihnen Brot. Nun brauchen wir den Gedanken nur fortzuführen: Jesus, der so ein Weizenkorn ist und zum Brot des Lebens wird, geht den Weg ins Leiden, ans Kreuz und ins Grab und aus dem Grab heraus zur Auferstehung. Es gab einen christlichen Dichter im Mittelalter, der dieses gewaltige Bild so formulierte: Christus wurde gesät, stand in Blüte, wuchs, wurde gemäht und gebunden wie eine Garbe, auf die Tenne gefahren, gedroschen, mit Besen gekehrt und gemahlen, in den Ofen getan, drei Tage darinnen gelassen, herausgenommen und dann als Brot den Menschen gegeben.

Und jetzt kommen wir zum Allerheiligsten und denken an jenen Gründonnerstag, an jene Nacht, in der er verraten wurde, ja, da nahm er das Brot, dankte und brach's und sprach: Nehmet, esset, das ist mein Leib, der für euch gegeben wird. Solches tut zu meinem Gedächtnis (1. Korinther 11, 23–24). Das ist das Heilige Abendmahl, das seitdem die Christenheit feiert. Es ist für so manchen schwer zu verstehen. Viele haben ein geheimes Bangen davor. Wer etwas von der Entstehung des Brotes, von seiner Gleichniskraft

und den Selbstaussagen Jesu begriffen hat, für den wird das Abendmahl wertvoll und verständlich. So wie es etwa ein junger Mann unserer Zeit ausgedrückt hat:

Christus ist der Gastgeber, ich bin sein Gast. An seinen Tisch lädt er mich ein, wie er damals seine Jünger einlud. Er gibt mir, was ich brauche, so gewiß wie er damals seinen Jüngern gab, was sie brauchten. Er sagt mir: Du kannst dich fest darauf verlassen, ich bin so nah bei dir, wie das Brot und der Wein. Mich siehst du nicht, aber dieses Brot und diesen Wein siehst du. Nimm beides, es ist nicht für irgend jemanden, sondern für dich, so wie ich nicht nur für irgend jemanden da bin, sondern für dich.

Gemeinschaft unter dem Brot

Das Abendmahl ist eine Feier der Gemeinschaft. Ein Lied nimmt diesen Gedanken auf:

Das sollt ihr, Jesu Jünger, nie vergessen:
wir sind, die wir von einem Brote essen,
aus einem Kelche trinken, alle Brüder
und Jesu Glieder. (EKG 159)

Heiliger Geist schafft die Gemeinde, die wir Kirche nennen. Kann es einen besseren Zusammenschluß geben – Communion heißt es auf lateinisch – als die Feier des Abendmahls? Nämlich Gemeinschaft untereinander und Gemeinschaft mit Christus. Denn – Paulus sagt es – das Brot, das wir brechen, ist das nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi? Denn ein Brot ist's, so sind wir viele ein Leib, weil wir alle an einem Brot teilhaben (1. Korinther 10, 16.17). In einem altchristlichen Zeugnis – der Apostellehre – heißt es: »Laßt uns einander lieben gleichwie Christus uns geliebt hat. Denn wir sind alle ein Brot und ein Leib, weil wir alle an einem Brot teilhaben und aus einem Kelch trinken. Und

wie aus vielen Körnern das Mehl gemahlen und ein Brot gebacken wird und aus vielen Beeren zusammengekeltert ein Wein und Trank fließt, so sollen wir alle auch durch brüderliche Liebe zusammen ein Leib und Trank und Brot werden.« Und nun ein letzter Gedanke, er liegt ganz nahe und soll zum Schluß ausgesprochen werden:

Es gibt da ein eigenartiges Wort aus dem Alten Testament (Prediger 11, 1+2): »Laß dein Brot über das Wasser fahren, denn du wirst es finden nach langer Zeit, verteile es unter sieben und acht, denn du weißt nicht, was für ein Unglück auf Erden kommen wird.«

Einmal kam das Brot über das Wasser gefahren, es war die Zeit, als wir nach dem Krieg bitteren Hunger litten, da kam das Brot übers Meer. Säcke wurden in unseren Gemeinden abgeladen. Darin war das notwendige Mehl. Ein Zettel lag obendrauf. In englischer Sprache hieß es: Im Namen Jesu Christi spenden Glaubensbrüder aus Amerika den Hungernden in Deutschland. Wissen wir es noch? Die Erde dreht sich, die Weltgeschichte auch, jetzt sind wir dran. Wir haben schönes, gutes Mehl, wir haben Brot, wir haben zu essen. Aber es gibt wieder Hungergebiete, diesmal auf der andern Seite, Länder, die durch neue Kriege verwüstet wurden. Gebiete, die durch Trockenheit verdorrt sind. Menschen, die bitteren Hunger leiden. Brot will sich aufmachen, Brot will übers Wasser fahren, Brot für die Hungernden, ja Brot für die Welt.

Jesus gab als Lebensspende sich als heilig Brot und Heil.

Auf geheimnisvolle Weise nimmt an unserm Tisch er teil, läßt als Gast uns weiterdenken

an der Brüder Hungerqual, daß Gesättigte beschenken
Darbende im Liebesmahl.

Leben überwindet Tod! »Gib uns unser täglich Brot.«

(Erich Roth)

Feuer muß brennen

O daß doch bald dein Feuer brennte,
du unaussprechlich Liebender,
und bald die ganze Welt erkannte,
daß du bist König, Gott und Herr.

Du unerschöpfter Quell des Lebens,
allmächtig starker Gottessauch,
dein Feuermeer ström nicht vergebens;
ach zünd in unsern Herzen auch!

(George Friedrich Fickert, 1812, EKG 219)

Wer vom Winterurlaub nach Hause kommt, weiß, wie das ist: die Stuben sind kalt, man bemüht sich, so rasch wie möglich die Heizung in Gang zu bringen. Langsam erwärmt sich die Umgebung, die Kälte weicht. Ein wohliges Gefühl: das Feuer brennt, es ist warm. Jesus sagte:

Ich bin gekommen, daß ich Feuer anzünde auf Erden, was wollte ich lieber, als es brennete schon (Lukas 12, 49).

Das ist ein Bild für ihn und sein Wirken, aus dem Feueranmachen genommen. War es denn kalt, als Jesus kam? Kalt in der Welt, daß er ein Feuer anzünden mußte auf Erden? Denken wir uns zurück in jene Zeit. Eiskalt waren die Religionen damals. Sie wärmten nicht, sie leuchteten nicht. Wohl flammten an vielen Orten Opferfeuer zum Himmel, aber trösteten diese Feuer die Leidenden? Machten sie die Herzen der Armen froh? Gaben sie den Menschen einen Halt im Leben und im Sterben? Da zeigte sich die ganze Kälte dieser Religionen, gerade im Sterben. Wir kennen herzerreißende Klagen der Hinterbliebenen. Nicht einmal die Religion des Judentums vermochte damals noch zu wärmen. Sie war erstarrt in peinlichster Gesetzeserfüllung. Sie kannte wohl die Sehnsucht nach der Gerechtig-

keit, die vor Gott gilt, aber sie fand nicht mehr den Weg dorthin.

So sah es aus zu Jesu Zeit: Eiskalt ließ König Herodes die Kinder in Bethlehem ermorden, um das eine zu treffen. Kinder waren nichts, man konnte mit ihnen machen, was man wollte. Die Frauen galten nichts, der Mann herrschte, sie waren nur billige Arbeitskräfte. War der Mann nicht hoch geboren, war er ohne Hoffnung, ohne Menschenwürde. Und das war das Schlimmste: Das Himmelreich schien den Menschen verschlossen, Gott schien zu schweigen. Ein paar kurze Striche nur zum Bild von damals und schon frösteln wir. Da hinein kommt Jesus von Nazareth. An Weihnachten flammte dieses neue, wärmende Feuer auf. Als ein kleines Licht zuerst und gab der Welt den neuen Schein. So sagt es ein Dichter von heute:

Als ein behutsam Licht stiegst du von Vaters Thron,
wachse, erlich uns nicht: Gotteskind, Menschensohn.

(Josef Weinheber)

Wo Jesus hinkommt wird es hell. Wo er auftritt, wird es warm. Es wird warm in den Hütten der Zöllner und Sünder. Er ißt und trinkt mit ihnen. Es wird warm bei den Kranken und Verlassenen, er heilt sie und vergibt ihnen die Sünden. Warm werden die Zuhörer bei seiner Predigt, denn sie war gewaltig und nicht wie die der Schriftgelehrten. Er spricht vom Himmelreich und zeigt den Weg zu Gott dem Vater. Warm wurde es allerdings auch den Pharisäern und Schriftgelehrten, ihnen heizte er ein!

Er ist gekommen, daß er ein Feuer anzünde. Wörtlich: Daß er ein Feuer auf die Erde werfe. Ist er ein neuer Prometheus, von dem die Sage erzählt, daß er den Göttern das Feuer gestohlen habe, um es den Menschen auf die Erde zu bringen? Ist er etwa einer der Brandstifter, die nur Unheil über die

Welt gebracht haben, weil sie Feuerbrände entfachten, die nur vernichteten?

Ein Feuer brennt, indem es verzehrt. Erst dadurch wird Feuer, daß Holz oder Kohle zerstört werden. Das Feuer lebt also vom Opfer. Ist das nicht ein tiefes Gleichnis? Ohne Opfer kann nichts Wärmendes, nichts Wertvolles, nichts Gutes entstehen. In der Hingabe liegt das Geheimnis. Auf Jesus angewandt: Das Feuer, das zu entzünden er gekommen ist, kann nur zur rechten Glut auflodern durch Jesu eigene Hingabe. Ohne das Kreuz wäre sein Feuer nur ein Strohfeuer gewesen und bald erloschen, oder es wäre ein Weltenbrand geworden. Nicht Jünger Jesu, sondern maßlose Fanatiker hätten das Feuer als Brand weitergegeben mit neuen, unerfüllbaren Forderungen, mit Kasteiungen und Gesetzen und die Welt noch kälter gemacht. Durch Jesu Kreuz aber wurde das Feuer des christlichen Glaubens zu einem wärmenden und läuternden Feuer, zu einer Glut, die dem Menschen im Leben hilft und ihn verwandelt:

Vulkanische Leidenschaft wird zu mutigem Bekenntnis, stürmisches Drängen zu zielbewußtem Wirken. Aus Nationalismus wird Vaterlandsliebe, flackernder Fanatismus zu tapferem Einsatz, verzehrende Sinnlichkeit zur reinen Flamme treuer Liebe. Kurz: Egoismus wird zu der Liebe, die alles erträgt, alles glaubt, alles hofft. Aber nicht nur im Leben, sondern auch im Sterben: Christen sehen den Himmel offen und gehen freudig von diesem Leben in jenes Leben, um die Krone zu empfangen, die Gott verheißen hat denen, die ihn lieben. So haben die Jünger des Herrn das Feuer Jesu in die weite Welt getragen. Und so kennen auch wir es. So hat es über Deutschland gestrahlt, hat unsere Vorfahren und uns erleuchtet und erwärmt. Brennt es denn noch und sorgen wir dafür, daß es weiter brennt?

Im Krieg mußten wir im Winter Tag und Nacht den Ofen

brennen lassen. Wenn wir abgelöst wurden, war es Ehrensache, daß wir der nachrückenden Mannschaft einen brennenden Ofen übergaben. Aber es ist uns hie und da passiert, daß der Ofen ausging. Wir hatten uns zu leichtsinnig schlafen gelegt, keiner war zwischendurch aufgestanden, um nach dem Feuer zu sehen und nachzulegen. Dann aber kam langsam die eisige Kälte in den Raum gekrochen, bis wir mit dem Schreckensruf aufwachten: das Feuer ist aus! Das gehörte mit zu dem Schlimmsten, was passieren konnte. Und dann die Mühe, bis es wieder an war. Man hatte nicht immer Streichhölzer, Papier und Holz zur Hand. Man mußte in die eisige Winternacht hinaus, um Feuer betteln gehen und in der Dunkelheit das ach so rare Holz zusammenlesen, das dann doch nicht brennen wollte. Seitdem weiß ich, was es heißt: das Feuer ist aus. Ein Feuer, das uns die Vorhergehenden zu treuen Händen übergeben hatten, für uns und für die Kommenden.

Wenden wir dieses Beispiel auf unser Glaubensfeuer an. Es ist uns von unseren Vorfahren genau so zu treuen Händen übergeben worden: für uns, für Kind und Kindeskind. Haben wir das Feuer gehütet? Haben wir nachgelegt? Können wir es mit gutem Gewissen der kommenden Generation übergeben? Oder waren wir nachlässig, lebten vielleicht nur noch traditionsmäßig vom überkommenen Christentum, von seinen Geboten und Früchten, aber nicht mehr aus dem lebendigen Glauben an Christus selbst? Können wir uns einmal vorstellen, wie es würde, wenn dieses Feuer ausginge? Die Welt würde langsam lau, dann sehr bald kühler und schließlich bräche die Eiskälte eines in Frost erstarrten Christentums über uns herein: Die Polarfront eines bisher noch nie dagewesenen Unglaubens, der sich mit keinem Heidentum mehr vergleichen ließe.

Darum muß ich fragen: Brennt denn das Feuer noch bei dir und mir mit heller Flamme? Oder frösteln wir gar schon und sagen: es ist bedenklich lau geworden? Wie wirds dann bei der nächsten Generation sein? Die Großmutter betete noch selbst. Ihre Tochter ließ ihr Kind wenigstens noch am christlichen Unterricht teilnehmen. Was wird die Enkelin noch tun? Darum müssen wir auf das Feuer, auf dieses Glaubensfeuer achten, das Jesus Christus einst durch seine Boten in uns entzünden ließ. Vielleicht denkst du jetzt an deinen alten Pfarrer, der dich konfirmierte oder an einen Helfer im Kindergottesdienst. Und was tust du?

Ich weiß ein gutes Mittel, daß das Feuer nicht nur glimmt. Die Flamme brennt immer dann am hellsten auf, wenn wir in die Lage kommen, sie weiterzugeben. Die Mutter, die ihren Kindern die biblischen Geschichten erzählt, läßt dadurch das Feuer bei sich selbst wieder wärmer brennen. Die Großmutter, die mit den Kindern zur Nacht betet, facht dadurch ihr eigenes Glaubensfeuer wieder heller an. Das junge Mädchen, das im Kindergottesdienst mithilft, hat für sich und ihren Glauben den größeren Nutzen davon. Und eine Christengemeinde zuhause, die sendende Heimatgemeinde ist und dafür sorgt, daß Jesu Feuer durch Missionare in alle Welt hinausgetragen wird, die glüht selbst auf als eine lebendige, alles belebende Gemeinde.

In uns muß das Feuer brennen, damit es den kommenden Generationen erhalten bleibt. Wenn wir es den Jungen sagen, brennt es in uns neu und hell.

»Wenn wir nur brannten, dann ward kleiner das Dunkel der Welt,

wenn wir nur brannten, dann hat unsere Glut doch erhellt.

Wenn wir nun brennen, dann sind wir dem Ewgen gesellt.

Alles Lebendige leuchtet – und nur die Asche zerfällt.«

(Herbert Menzel)

Die Tür zur Weihnacht

In Bethlehem steht das älteste und ehrwürdigste Gotteshaus der Christenheit. Über der Höhle, in der vermutlich Christus geboren wurde, wölbt sich eine einfache Hallenkirche, deren Dach von dunklen Marmorsäulen getragen wird. Aber eigenartig, man schaut bei dieser Weihnachtskirche vergeblich nach einem breiten und hohen Eingang aus. Die Vorderseite der Kirche liegt an einem Platz, aber es ist nur eine kahle Mauer zu sehen. Doch unten in der Mauer ist eine kleine Öffnung, ganz schmal und niedrig. Man hört mit Staunen: Das ist die einzige Tür zur Weihnachtskirche, eine andere gibt es nicht. Tief muß man sich bücken, ganz schmal muß man sich machen, die kleine Tür ist nur 140 cm hoch und nur 60 cm breit. Es wird erzählt, im Jahre 614 habe ein Perserkönig das ganze Land verwüstet. Auch diese Kirche in Bethlehem sollte zerstört werden. Aber der Eroberer habe an der Kirche ein Wandmosaik mit der Darstellung der Weisen aus dem Morgenlande gesehen, deren einer persische Kleidung trug. Das habe die Kirche gerettet, sie sei lediglich zugemauert worden. Erst nach langen Verhandlungen habe die Christenheit die Erlaubnis bekommen, eine kleine Tür aufzubrechen. Aber jeder Fußbreit mußte teuer bezahlt werden. Das Geld habe nur für ein kleines Pfortchen gereicht. Auch später sei es so geblieben, da immer wieder Andersgläubige versuchten, in christliche Kirchen hoch zu Roß zu reiten, um mit Spieß und Schwert das Heilige zu erkämpfen und zu entweihen. So kann denn bis heute kein Mensch aufrecht und stolz an den Ort treten, an dem Jesus Christus Mensch wurde. Jeder muß sich bücken, jeder muß alles ablegen und draußen lassen. Nur die Kinder können bleiben wie sie sind. Angelus Silesius hat recht, wenn er im »Cherubinischen Wandersmann« sagt:

Mensch, wirst du nicht ein Kind, so gehst du nimmer ein wo Gottes Kinder sind, die Tür ist gar zu klein.

Das gilt nicht nur für den Eingang in die Weihnachtskirche, das gilt für den Zugang zur Weihnacht selbst. Ein Erwachsener findet ihn schwer. Weihnachten erinnert ihn wohl noch an seine Kindheit. Damals war es schön. Aber wie ist alles abgefallen, was kindlich war. Wie ist vorbei, was sein einst war. Und er glaubt, Weihnachten sei eben nur für Kinder da; er läßt das Aufstellen und Schmücken eines Baumes, schließt sein Haus und fährt zum Wintersport. Oder er hängt wehmütig seinen Erinnerungen nach, das aber tut weh. Nur wenn er selber wieder Kinder hat, meint er, ihretwegen auf Weihnachten nicht verzichten zu können und hofft, wieder mit ihnen jung zu werden. Zur Weihnacht gehören eben Kinder.

Auf das Kind kommt es an. Aber auf das eine, das damals geboren wurde. Nehmt dieses Kind fort und es bleibt nur Heu und Stroh. Dieses Kind ist nicht zum Feiern auf die Welt gekommen, sondern zum Leiden. Davon zeugt die Armut der Krippe. Aber aus diesem Leiden erwuchs unser aller Erlösung. Darüber gilt es sich zu freuen, dafür haben wir zu danken, daraus entstand das Fest. Die Einzigen, die sich an der ersten Weihnacht zum Schauen, Loben und Danken einfanden, waren die Hirten. Sie haben sich wohl tief bücken müssen, um in die Geburtsgrotte eintreten zu können. Sie sahen nur Elend und Armut, keinen Heiligenschein und keine leuchtende Herrlichkeit. Sie sahen das Kind, und ihr Herz und ihr Gemüt mußten schlicht und kindlich werden, zu fassen, was ihnen der himmlische Bote ausgerichtet hatte: »Euch ist heute der Heiland geboren – und ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen.« Solcher Glaube muß ein kindlicher

Glaube sein. Denn Kinder können aufnehmen und fassen ohne zu forschen, zu grübeln oder tiefsinnige Spekulationen aufzustellen. Ein Kind glaubt, ein Kind vertraut. So geht es schlicht, fröhlich und unkompliziert zur Krippe.

Wenn Erwachsene glauben, werden sie leicht fanatisch und sind dann heftig dafür oder dagegen. Herodes war ein Erwachsener. Er mußte doch wohl auch an das Kind geglaubt haben, sonst hätte er nicht den Mordbefehl gegeben – wegen einer Unglaubwürdigkeit setzt man keine Soldaten in Marsch. Er hielt den neugeborenen König der Juden für eine Realität. Aber er konnte sich nicht wie die Weisen zur Anbetung durchringen.

Ein Kind aber versteht ein Kind. Es steht mit ihm auf gleicher Stufe. Es fürchtet und scheut sich nicht vor seinesgleichen und seine Herkunft ist kein Hindernis. Zwischen Kindern besteht Solidarität, sie finden rasch zueinander und halten zusammen. Und wenn die Erwachsenen sie nicht aufhetzen, spielt Weiß mit Schwarz, versteht sich das Östliche mit dem Westlichen, hindern nicht einmal Sprachen, denn Kinderspiele und -laute sind übernational.

So ist es nicht schwer zu verstehen, daß die Kinder bald und zu aller Zeit Weihnachten als ihr Fest betrachteten. Nicht allein wegen der Geschenke, sondern dieses Kindes in der Krippe wegen. Kinder spüren das. Wissen wir vielleicht noch, welche Zwiegespräche wir mit dem Kind in der Krippe führten?

Ist es dann so schwer zu verstehen, daß dieses Kind, zum Manne gereift, die Kinder selig pries? Er stellte sie in den Mittelpunkt seiner Verkündigung, er sprach den Satz: »Wenn ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen« (Matthäus 18, 3). Und er sagte, daß die Pforte eng ist und der Weg schmal, der zum Leben führt, so wie die Tür zur Weih-

nachtskirche klein, niedrig und schmal ist. Kinder finden sie, Kinder können hindurchgehen. So sei der Spruch an einem Kinderhort in Hannover unser größter Weihnachtswunsch:

Gott schenke uns Kinderaugen, sein Licht zu sehen.

Gott schenke uns Kindereinfalt, sein Werk zu tun.

Gott schenke uns ein Kinderherz, seine Liebe zu erfahren.

Gespräch an der Krippe

Wenn ich die Krippe anschau, spricht mein Herz mit dem Kindlein Jesus.

Ich sage:

Nun ist Weihnachten und ich bin so müde. Ich hatte so viel zu arbeiten und mußte so viel besorgen für das Fest: Geschenke richten und an vielen Weihnachtsfeiern teilnehmen.

Da ist mir, als wenn mir das Kindlein antwortet:

Dann bist du bei mir an der richtigen Stelle. Ich bin für die Mühseligen und Beladenen da. Bei mir findest du Ruhe für deine abgekämpfte Seele.

Ich spreche weiter:

Ich weiß natürlich, daß du die Hauptsache an Weihnachten bist. Darum ist es mir so arg, daß ich an keinem Adventsgottesdienst teilnehmen konnte und nur gerade noch zur Christvesper zurechtgekommen bin.

Das Kind antwortet:

So hast du doch auch dieses Jahr wieder gehört, daß ich für dich geboren wurde und hast gesungen: O du fröhliche...

Ich sage:

Ich kann aber nicht mehr fröhlich sein. Es ist alles so tot in mir. Als Kind, da konnte ich mich noch so freuen an Weihnachten.

Jesus antwortet:

So mußt du im Herzen wieder ein Kindlein werden. Bleib ein wenig bei mir und begreife, daß eben deshalb dein Heiland zu einem Kind wurde.

Ich spreche weiter:

Ich habe dir gar kein Geschenk geben können. Ich weiß auch nicht, wie man das macht. Alle, alle habe ich bedacht, was gebe ich dir?

Das Kindlein antwortet:

Du weißt, wie wenig Liebe bei solchen Geschenken ist. Sie tauschen ihre Gaben. Hast du denn etwas Liebe für mich übrig?

Ich bekenne:

Ich kann nicht singen: »Ich will dich lieben, schönstes Licht, bis mir das Herze bricht.« Ich habe keine großen Gefühle für dich. Ich weiß nur eins – und ich weiß nicht einmal, ob das Liebe ist: Ich brauche dich trotz allem im Leben. Würde man dich mir nehmen, so wäre alles grenzenlos leer und entsetzlich traurig.

Spricht das Kindlein:

Ich nehme das an, als ob du mir etwas sehr Liebes gesagt hättest. Denn das ist mehr, als ich zu hoffen wagte.

Ich sage:

Ich will aber nicht, daß du leer ausgehst. Sage, was ich für dich tun kann.

Das Kindlein spricht:

So wollen denn auch wir zwei unsere Gaben tauschen. Schenk mir alles, was dich unbefriedigt läßt. Gib mir, was

dir an dir selbst nicht gefällt. Schenk mir deine trüben, verzweifelten Stunden. Gib mir vor allem deine ganze Angst, die du vor der Zukunft hast.

Ich frage erstaunt:

Was willst du damit anfangen?

Jesus antwortet:

Ich lege es zu mir in die Krippe. Es soll mein Stroh und Windelein sein. Später trag ich's dann für dich ans Kreuz, das soll dann dein Trost und Halt im Leben sein und deine Rettung nach dem Tod.

Da lege ich meine Hand vor die Augen und werde still.

Eine stille, heilige Nacht

Eine alte Legende erzählt: Als die große und heilige Nacht sich auf die Erde herabsenkte, war es die dunkelste Nacht, die man je gesehen hatte. Die Flüsse hielten in ihrem Lauf inne, die Wellen schlugen nicht mehr an den Strand, kein Lüftchen regte sich. Die ganze Natur stand regungslos, um die heilige Nacht nicht zu stören.

Es geschah in unsern Tagen, daß der elektrische Strom in der heiligen Nacht ausblieb und die Wellen der Rundfunkstationen verebhten. Es war ein grandioses Schauspiel, als es Nacht wurde im Jahrhundert des Lichts, richtige, dunkle Nacht. Die Straßenbeleuchtung mit ihren unzähligen Girlanden erlosch und mit ihr die Tausende der künstlichen Kerzen. Die Neonfluten hauchten ihre Seelen aus und die verlöschenden Zeichen legten den Verkehr lahm. Die Weihnachtsbäume auf den Plätzen und in der Bahnhofshalle standen ohne Flimmer wie im Walde draußen. Und obwohl

es dunkel war, erkannte man auf einmal, daß es echte Bäume waren und eine natürliche Nacht.

Die Kirchenglocken hatten über die Stadt hin ihre ehernen Stimmen geschwungen und zur Feier eingeladen. Es waren kostbare Geläute und der Stolz der Gemeinden, die sie gestiftet hatten. Sie klangen aus und schwangen nicht mehr. Die Apparatur war ohne Kraft. Nur die alte Notglocke, die aus all den Katastrophen übrig geblieben war, hing mit einem alten Seil versehen im Turm. Der Kirchendiener tastete sich zu ihr und ihr schlichter Ton zeigte an, daß hier der Geburt des Herrn gedacht wurde. Dunkel saß die Gemeinde im Kirchenschiff, keiner sah den Pelzmantel und die neue Robe des andern. Nur die Kerzen auf dem Altar leuchteten. Die Orgel blieb stumm. Gesangbücher konnten nicht gelesen werden. War es möglich, miteinander anzustimmen: Vom Himmel hoch, da komm ich her? Wer wußte mehr als nur die erste Strophe, wer konnte vom Inhalt der großen Freude singen und sagen? Lasset uns beten: aber die Gebete der Agende waren nicht zu entziffern. Sollte man nicht beten, wie es einem ums Herz war: Ich steh an deiner Krippe hier, o Jesu, du mein Leben? Der Kirchenchor sah vergeblich auf die Noten der vielgeübten Hymnen. Sollte man nicht lieber einstimmig singen: Gelobet seist du, Jesu Christ? Und dann die Predigt. Was nützte das wohlvorbereitete Manuskript, die guten Formulierungen, die trefflichen Lutherzitate? Nein, es war Nacht, dunkle, heilige Nacht; die Nacht, da mir erschienen des großen Gottes Freundlichkeit.

In dieser Nacht tasteten sich die Gläubigen nach Hause, sie hielten sich fest, sie faßten unter, sie gehörten zusammen. Nur die Sterne leuchteten ihnen und erinnerten sie an den Stern von Bethlehem. Auch zuhause war es still und dunkel wie nie zuvor. Der Fernsehapparat blieb eine dunkle

Röhre und kein Lautsprecher machte Geräusch, Musik und Unterhaltung. Sie zündeten die Kerzen ihres Christbaums an – keinen andern hatten sie unterwegs brennen sehen – und jetzt strahlte er auf, wie nur Licht strahlen kann in einer echten Finsternis. Die Kinder jubelten, so etwas hatten sie noch nicht erlebt und die Alten dachten an ihre einfache Jugend zurück, da man die Kerzen auf den kleinen Weihnachtsbäumen noch zählen konnte.

Aber was nun tun? Man kann doch nicht still im Sessel sitzen und in das Licht von Kerzen starren! Stellt doch mal das Radio an – ach es ist ja kein Strom da! Was gibt's denn im Fernsehen – ach es ist ja kein Strom da! Dann legt wenigstens eine Platte auf – das geht ja auch nicht! Ruft mal bei Müllers an, was die machen – ach das geht ja auch nicht. Los Kinder, laßt die Eisenbahn laufen – die funktioniert auch nicht! Dann lest was vor und macht die Stehlampe an – die funktioniert ja auch nicht!

Und so saßen sie denn dicht beisammen in dieser Nacht, da alles still stand und alles weggefallen war, was die Heilige Nacht hätte stören können. Die Kerzen brannten hinter, die Schatten der Tannenzweige malten immer größere Schatten an die Zimmerdecke und sie erzählten sich, wie es früher war, als wirklich Weihnachten war, beinah wie jetzt. Und die letzte Kerze fand mit ihrem Licht die Krippe, in der jenes Kind lag, dessen Geburt zu feiern man eigentlich zusammengekommen war. Jenes Kind, das damals gelegen hatte in der großen Stille, in der tiefen Dunkelheit, mitten im kalten Winter, wohl zu der halben Nacht.

Nach den Feiertagen meldete die Zeitung, daß in der Heiligen Nacht durch einen Erdschluß in der Transformatorstation die Stadt leider ohne Strom gewesen sei.

Wie wir Weihnachten feierten

Wollen wir uns nicht zurückerinnern, so weit wir denken können? Dann wissen wir wieder: Am Anfang war die Freude, nichts als die große Freude.

Wißt ihr noch vom vor'gen Jahr
wie's am Heil'gen Abend war?

Heute noch fühle ich das unsagbare Glück, das den kleinen Jungen erfüllte, wenn es auf Weihnachten ging. Man hatte spielend etwas für die andern gebastelt, aber die eigene Leistung stand noch nicht im Mittelpunkt. Damals konnte man noch Gabe um Gabe annehmen, man konnte sich noch schenken lassen. Und die Vorfreude darauf erfüllte das kleine Herz bis zum Zerspringen. Noch einmal *so* den Tag vor Weihnachten erleben:

Morgen, Kinder, wirds was geben,
morgen werden wir uns freun!

Da stand man zuerst vor der verschlossenen Tür. Drinnen raschelte und knisterte es geheimnisvoll. Diese Ungeduld, dieses Wartenmüssen auf etwas Wunderschönes gehörte dazu. Die Großmutter, die gute, besänftigte und erzählte. Auch das Schwesterchen hüpfte von einem Bein auf das andere. Draußen rieselte der Schnee in dichten Flocken vom Himmel herunter. Ja, das gabs damals. Sind die Winter wärmer geworden, ist Schnee, Erwartung und Freude miteinander weggeschmolzen? Dann endlich, endlich läutete es, wie es eben nur einmal im Jahr läuten konnte, und die Tür flog auf:

Wie wird dann die Stube glänzen
von der großen Lichterzahl.

Die Eltern waren so festlich, und der Baum so hell und groß wie nie wieder. Alles war anders, war verklärt: Es war Heiliger Abend.

Geöffnet sind die Pforten,
ihr Kinder, kommt herein.

Dann las der Vater die Weihnachtsgeschichte, nein, man sah sie, dort war das Kind in der Krippe:

Da liegt es, das Kindlein,
auf Heu und auf Stroh,
Maria und Josef betrachten es froh.

Was machte es, daß man von den »rötlichen« Hirten weitersang, die betend davor knien, oder von der »knabenbringenden« Weihnachtszeit? Nie wieder wird man dem neugeborenen Jesuskind so nahe sein, nie wieder in aller Frühe des nächsten Tages so selig in die Weihnachtsstube eilen, zu den Geschenken und zu dem Krippenkind, denn beides gehörte noch zusammen, damals – in der seligen Kinderweihnacht.



»Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging...« Es war wieder Weihnacht. In dem Theologiestudenten klangen die Worte der Ursprache: »Egeneto de en tais hämerais ekeinai...« Er hatte die Weltgeschichte auf den hohen Schulen gelernt, er kannte sich aus in der Antike: Augustus hatte gelebt, das stand fest, das war historisch. Aber auch der andere, dessen Geburt man da feierte, als Kind in der Krippe? Der Student hatte ja abgetan, was kindlich war, als er ein Mann wurde. Gehörte etwa Weihnachten auch dazu? Er hatte von Zweifeln gehört und etwas bang stand vor ihm der Gedanke, einmal selbst

einer Gemeinde zu verkündigen »große Freude, die allem Volk widerfahren wird«. Inzwischen hatte sich der Vater ans Klavier gesetzt und der Student hörte sich selbst kräftig mitsingen:

Da sandte Gott von seinem Thron
das Heil der Welt, dich, seinen Sohn.

Der Vater hielt einen Augenblick inne, dann sang er leiser:

Wenn ich dies Wunder fassen will,
so steht mein Geist vor Ehrfurcht still,
er betet an und er ermißt,
daß Gottes Lieb unendlich ist.

Hatte der Vater nicht das Haupt geneigt, war er nicht stillgeworden? Nur die Finger griffen kräftiger in die Tasten, jubelnd ertönte Akkord auf Akkord. Da wußte der Student: Was den klugen Vater zur Anbetung trieb, was jenseits von Wissenschaft und Menschenweisheit war, das war auch seine Weihnacht.



Und es begab sich wieder, daß ein Gebot ausging, daß alle Welt geschätzt würde, aber diesmal nicht von einem Kaiser Augustus, sondern von den nachfolgenden Mächtigen dieser Welt. Und geschätzt wurde auf Körperkraft und Kriegsverwendungsfähigkeit. Und jedermann ging, mußte gehen, fort von daheim. Und es war kein Raum mehr in der Herberge und kein Platz mehr unter dem Himmel. Und es gab auch keine »Stille Nacht« und erst recht keine »Heilige Nacht«. Und was vom Himmel erschien, das war das Grauen und brachte die Vernichtung. Und »Friede auf Erden« wurde gemordet und die Lieder verstummten und die

Lichter verlöschten. Es blieb vielleicht ein winziges Bäumchen in einem Stall mit durchlöcherter Dach, um anzuzeigen, daß jedes Jahr doch wieder Weihnachten ist, und vielleicht ein guter Brief von Zuhause, wenn die Post gerade durchgekommen war. Und es blieb ein Bissen Brot und ein Schluck Wein als Wegzehrung für einen langen Elendsweg. Und es war nicht Weihnachten wie bisher, es war aber Weihnachten trotzdem und gerade deshalb: »Er ist auf Erden kommen arm, daß er unser sich erbarm! Kyrieleis.« Herr! Du weißt, wie wir damals nach dir ausgeschaut haben und wie du uns hast Weihnachten feiern lassen, tiefer, erlösender denn je. Denn du hast dich über uns erbarmt und uns getröstet.



Nun war Jahr für Jahr wieder Weihnachten und wird es immer wieder werden, ganz gleich, was geschehen mag und wie man es feiern wird. Und derjenige, der so Kind war, Student und Soldat, wagte es, als Lebensarbeit der Gemeinde zu verkündigen: »Und wir sahen seine Herrlichkeit.« Nicht etwa, weil er es begriffen hat, denn dieses Geheimnis schöpft niemand aus, sondern weil aus den Weihnachten seines Lebens ein Lichtstrahl dieser Herrlichkeit auch ihn gestreift hat. Dabei muß er denken, daß wir alle noch vor der letzten großen Weihnachtstüre stehen, wissend, daß nicht allein der Anfang, sondern auch das Ende Freude, nichts als große Freude sein wird:

Einmal öffnet sich die Tür
und ich steh nicht mehr im Dunkeln,
steh im Saal, da ohne Zahl
Sterne tausendstrahlig funkeln.

(Gerhard Fritsche 1911–1944)

Alles geborgt

Sie borgten ein Kripplein
fürs Christkindlein
im Stalle zu Bethlehem.
Er zog auf geliehenem Esel ein,
unser Herr, in Jerusalem.

Doch das Kreuz und die Kron,
die des Menschen Sohn
getragen hat, waren sein:
Das Kreuz war sein.

Er borgte das Brot,
um zu stillen die Not
des Volkes am Bergesrain.
Auf geliehenem Tisch
ein paar geliehene Fisch:
Er teilte für Tausende ein.

Doch das Kreuz und die Kron,
die des Menschen Sohn
getragen hat, waren sein:
Das Kreuz war sein.

Er borgte den Saal
fürs Passahmahl,
er nahm den Kelch, dankte und gab.
Sie liehen ein Tuch
und die Bahr, die ihn trug,
sie liehen das Felsengrab.

Doch das Kreuz und die Kron,
die des Menschen Sohn
getragen hat, waren sein:
Die Krone war sein.

Dieses Gedicht aus dem Englischen hat mir die Augen geöffnet für die Armut, die sich durch das Leben Jesu hin-zog. Gewiß waren mir die Tatsachen als solche aus den Evangelien bekannt, aber diese Zusammenstellung hat mich gepackt. Das Gedicht mag, besonders in der Überset-zung, kein Kunstwerk sein, aber in diesen Worten hat es das ganze Armutsleben Jesu zusammengefaßt von Beginn bis zum Ende. Haben wir es uns so arm vorgestellt? Einer, der nur vom Borgen lebt, ist in unseren Augen ein armer Schlucker, dem sich unser Mitleid zuwendet. Das hier aber ist Jesus, dessen Reichtum beim göttlichen Vater unermöß-lich ist. Er verzichtet aber darauf, als wollte er sagen: Ich von mir aus bringe nichts mit, habt ihr etwas für mich übrig? Und was müssen wir antworten? Wir haben wenig oder nichts für ihn.

War das nicht schon bei der Geburt ein Ärgernis? Eine Krippe hatte die Welt für ihn, sie gehörte zum Inventar eines Stalles und wurde dem Herrn der Welt nur geliehen, vermutlich nur widerwillig. So fing es an. Und so ging es auch weiter. Wie es endete, zeigte die Passionszeit.

Der kommende König will in seine Hauptstadt einreiten. Das Reittier, einen Esel, muß er sich ausleihen mit den Worten: Der Herr bedarf seiner. Er wird ganz einfach dem Besitzer eine Weile ausgespannt. Jesus hat Gäste. Es sind seine Jünger, die er zum Passahmahl einlädt. Er kann sie nicht in sein Haus einladen, denn er hat keines. Er hat über-haupt keine Bleibe. Er bekommt einen Saal, wieder nur ge-liehen, für ein paar Stunden.

Jesus geht den Gang ans Kreuz. Aber wie war es mit sei-nem Kreuz? Wenn wir es richtig verstehen, so hat es ihm auch einer, wenn auch ganz unfreiwillig, geliehen für ein paar Stunden, für die letzten entscheidenden Stunden. Das war der Mörder Barabbas. Jesus hängt am Kreuz, das für

Barabbas bestimmt war. Nicht einmal das Kreuz war sein. Und doch wurde es sein Kreuz, so tief, so umfassend, daß heute das Kreuz ohne Jesus überhaupt nicht mehr zu denken ist. Erkennen wir, wie arm er geworden ist? Die Menschen haben für ihn nur leihweise Krippe und Kreuz übrig.

Und schließlich das Grab. Das ist der letzte Wunsch eines jeden noch so armen Menschen, ein eigenes Grab zu haben. Nicht einmal das bereiten ihm die Menschen. Josef von Arimathia hat lediglich – und das war schon viel – ihm das Grab geliehen, das er für sich hatte bereiten lassen. Für ein paar Tage nur? Gewiß, wie alles, nur für kurze Zeit. Jesus gibt pünktlich zurück. Jesus gibt sogar sein Grab wieder zurück. Der alte Mann, der ihm diesen letzten Liebesdienst erwies, wird das weder gewußt, noch geglaubt haben, bis er es an Ostern erlebte. Jesus brauchte das Grab wirklich nur für ein paar Stunden – er brauchte es dann nicht mehr: Er war auferstanden. Wir schätzen einen, der das Geliehene pünktlich zurückerstattet, aber bei Jesus war es das Entscheidende, daß er das Grab zurückgab – das hatte noch keiner getan. Jesus konnte es: es wurde Ostern.

Aber damit haben wir noch nicht seine ganze Armut umrissen. Auch nicht mit seinem Wort: »Die Füchse haben Gruben, die Vögel haben Nester, des Menschen Sohn hat nicht, wohin er sein Haupt lege« (Matthäus 8, 20). Er besaß als Mensch doch einiges, er hatte natürliche Bindungen, wir wissen von der Mutter, von Brüdern und Schwestern. Wir hören aber im Evangelium, daß diese sich von ihm absonderten und behaupteten, er sei von Sinnen. Er war Glied eines Volkes, vertreten durch Regierung und Tempelbehörde. Sie verurteilten ihn als Gotteslästerer und das Volk stieß ihn mit dem Ruf: »kreuzige, kreuzige« bewußt aus seiner Gemeinschaft. Er hatte unter der Römerherrschaft Anspruch auf gerechte Behandlung. Pilatus aber beging einen

Justizmord an ihm. Er hatte Freunde, Anhänger, Gefolgsleute: einer verriet ihn, einer verleugnete ihn, alle flohen und schließlich stand nur noch Johannes, wortlos und ohnmächtig, unterm Kreuz. Und er hatte in Gott seinen Vater und mußte am Kreuz beten: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?« Nur eines blieb ihm, eines war für ihn geschaffen, eines schmückt jede Kreuzesdarstellung bis auf den heutigen Tag, das Zeichen des bittersten Hohnes und nur ein Mittel, ihn noch zusätzlich zu quälen: die Dornenkrone. Ja die Krone, die war sein.

So wurde er arm und weshalb? Paulus schreibt es den Korinthern im 2. Brief 8, 9: Denn ihr kennt die Gnade unsres Herrn Jesus Christus: obwohl er reich ist, wurde er doch arm um euretwillen, damit ihr durch seine Armut reich würdet.

Das ist die Antwort: um euretwillen. Wir dürfen uns alle einschließen: um unseretwillen. Aber nützt uns seine Armut etwas? Erinnern wir uns noch einmal an Barabbas. Jesus hing am Kreuz des Barabbas. Dadurch wurde Barabbas frei. Wir wissen nicht, ob das den Anführer Barabbas wirklich erlöst hat. Aber es ist bezeichnend, es ist das Beispiel. Jesus stirbt für Barabbas. Er nimmt dessen Stelle ein. Aber Jesus stirbt zugleich auch für andere und nimmt deren Stelle ein. Stirbt er auch für uns? Wir sind keine Mörder. Aber was sind wir? Sind wir um so vieles besser? Haben wir nicht so vieles, was wir nicht an uns haben möchten, was uns bedrängt, bedrückt und niederzieht? Das will Jesus von uns leihweise haben, das sollen wir ihm geben. Er sagt zu jedem von uns: Gib mir, was dich beschwert, was dich schlecht macht, was dich trennt von Gott. Leih mir, was dich unbefriedigt läßt und dir selber nicht gefällt an dir. Leih mir deine trüben, verzweifelten Stunden. Leih mir dein ganze Angst, die du vor der Zukunft hast. Leih mir

dein schlechtes Gewissen. Und warum das alles? Er will es auf sein Kreuz tun und will es behalten, nicht nur leihweise, nein das will er nie wieder zurückgeben, er will seine Armut noch vermehren.

Unser Reichtum

Und dadurch werden wir reich, unendlich reich. Das ist der seltene Fall, daß man, wenn man etwas fortgibt, selber mehr bekommt. Denn wenn wir ihm unsere Ungerechtigkeit leihen, dann erhalten wir dafür seine Gerechtigkeit. Und das ist das größte, das reichste Geschenk. Das ist der einzige Reichtum, der bleibt und der einzige, der vor Gott gilt. Seine Armut wird unser Reichtum. Und wie erhalten wir ihn? Indem wir die Hand aufmachen und uns geben lassen. Wir nennen das Glauben. Der Reichtum ist da, er wird uns überschrieben. Wir haben nur anzunehmen und ihn zu benützen, zu behalten und uns daran zu freuen. Ist das so schwer? O wenn wir glauben könnten!

Martin Luther schrieb 1516 an Georg Spenlein: »Lerne Christum und zwar den Gekreuzigten. Lerne ihm lobsingeln und an dir selbst verzweifeln und sprechen: Du Herr Jesu, bist meine Gerechtigkeit, ich aber bin deine Sünde. Du nahmst an dich, was mein war, und hast mir gegeben, was dein ist. Du hast an dich genommen, was du nicht warst und hast mir gegeben, was ich nicht war.« Das laßt uns täglich lernen. Wir brauchen nur auf die Dornenkrone zu sehen, dann lernen wir wieder einen Abschnitt. Diese Krone, die war sein. Diese Dornenkrone bleibt für alle Zeiten das Zeichen des armgewordenen Erlösers. Aber weil Jesus arm war bis zum Tode am Kreuz, darum hat ihm Gott auch eine Krone gegeben, die über alle Kronen ist. Ja, die Krone, die ist sein.

Du bist am Kreuz gegangen.
Für wen? Für mich.
Bist durch die Armut gegangen.
Für wen? Für mich.
Du lösest mir die Ketten,
o Gnad ohn Grund.
Und ich darf drein mich betten
all Tag und Stund.

Was hast du alls gelitten
für mich, für mich.
Hast Höll und Tod durchschritten
für mich, für mich.
Hast alle Schuld getragen
für mich, für mich.
Wie will ich Dank dir sagen
Herr, ewiglich.

(AdolfMaurer 1883–1976)

Christus auf dem Trödelmarkt

Ein Bild ging seinerzeit durch die Presse. Es war so eigenartig, daß ich es mir ausgeschnitten habe. Ich will versuchen, es zu schildern. In verschiedenen Städten gibt es die Einrichtung eines Trödelmarktes. Dort werden alte Sachen, die aus Nachlässen stammen, angeboten. Vielleicht findet sich dafür doch ein Liebhaber. So auch in Amsterdam. Da sieht man auf einem großen Platz alte Kisten und Kasten, Bettgestelle, defekte Lehnstühle. Und mitten darunter hatte nun ein Verkäufer lebensgroße Figuren gestellt, die einmal eine Kreuzigungsgruppe waren. Da stand links Maria, die

Mutter Jesu, mit gefalteten Händen und todtraurigem Gesicht. Daneben, auch mitten auf dem Pflaster des Marktplatzes, Johannes der Jünger, nachdenklich und betrübt den Kopf in die Hand gestützt. Und dann der gekreuzigte Christus, mit ausgestreckten Armen, gekrönt mit der Dornenkrone, das Haupt im Tode geneigt. Er konnte ja nicht mehr stehen in dieser Haltung, so hatte man ihn gegen Kisten und Kasten gelehnt. Vor ihm Papierfetzen, zerbrochene Stühle und Bettgestelle, Waschbecken, eine Vase. Im Hintergrund die Häuser von Amsterdam, Menschen, Käufer und Verkäufer. Ein ungewöhnliches Bild, eine zerrissene Kreuzigungsgruppe, zweckentfremdet!

Es soll damals beim Amsterdamer Volk eine heiße Diskussion entbrannt sein. Viele verlangten die Entfernung der Gruppe von dieser Stelle. Der Verkäufer fand nichts dabei. Er war Geschäftsmann, er wollte verkaufen. Er verlangte nicht etwa 30 Silberlinge, sondern 450 Gulden. Ich weiß nicht, wie es ausgegangen ist. Ich weiß nicht, ob einer gekauft hat. Ich weiß nur, daß hier – symbolhaft – Christus noch einmal heruntergestiegen ist. Aus der Kirche heraus in die Menge. Aus dem Heiligtum auf den Trödelmarkt. Sollte uns das erschrecken? Es sollte uns erneut erschrecken. Nicht dort in Amsterdam, nicht das Bild, sondern die Tatsache. Es sollte es immer erneut, und in der Passionszeit besonders, was die vielen Menschen dort in Amsterdam instinktiv empfunden hatten, als sie dachten und sagten: Das geht doch nicht. Das darf doch nicht sein: Das Heilige auf dem Trödelmarkt. Der Heilige auf dem Hügel von Golgatha. Gottes Sohn am Kreuz. Der Reine unter dem Abfall. Doch, gerade das ist Passion. Verkauft für 30 Silberlinge, ausgestoßen, unter den menschlichen Abfall gerechnet, von Menschen gequält, wie Menschen nur quälen können, gekreuzigt auf der Schädelstätte.

Und weshalb? Die Bibel weiß es. Sie gibt Antwort. So steht es da: Er muß in allen Dingen seinen Brüdern gleich werden, auf daß er barmherzig würde und ein treuer Hoherpriester vor Gott, zu sühnen die Sünden des Volks (Hebräerbrief 2, 17).

Ja, so war es. Er mußte herabsteigen, er mußte auf den Trödelmarkt. Er mußte mit auf die Straße, mithungern und mitleiden, mitausgestoßen werden und mitsterben, um barmherzig zu werden. Nichts Besonderes mehr haben, sich nicht mehr unterscheiden von ihnen, seinen Brüdern. Aber nicht etwa der oberen Stufe gleich werden, den Brüdern im Tempeldienst, den Brüdern in Staat und Gesellschaft. Sondern den Brüdern gleich werden auf der unteren Stufe: den Brüdern auf der Landstraße, den Brüdern unter den Zöllnern, den Brüdern im Gefängnis, den Brüdern rechts und links am Kreuz. So, nur so wurde er Hoherpriester, treuer Hoherpriester, rechter Hoherpriester. Damaligen Ohren muß das ärgerlich, unsinnig, ja gotteslästerlich geklungen haben. Darum muß ich sagen, was ein Hoherpriester damals war. Hoherpriester war der Mittler zwischen Gott und Menschen. Er hatte als einziger Zugang zum Allerheiligsten einmal im Jahr, am großen Versöhnungstag. Dann entsündigte er sich selbst und seine Familie durch ein dargebrachtes Opfer, bevor er die Sünden des Volkes auf einen Bock legte, der darauf in die Wüste geschickt wurde. Über der Stirn des Hohenpriesters glänzte ein Streifen mit der Aufschrift: Heilig dem Herrn. Auf der Brusttasche prangten in vier Reihen zwölf Edelsteine mit dem Namen der zwölf Stämme Israels. Er war ein Fürst und wurde, wie es auch den Königen zukam, beim Amtsantritt gesalbt und war somit ein Gesalbter, griechisch ein Christos.



Verstehen wir nun, daß der Hebräerbrief von Jesus Christus, dem Gesalbten Gottes, dem Heiligen des Herrn, als von einem Hohenpriester spricht? Aber welcher Unterschied! Jener unnahbar dem Niedrigen, dem Einfachen. Unnahbar erst recht dem, der belastet war mit Vergehen und Verbrechen. Dieser aber, Jesus, der seinen Brüdern gleich geworden war: Der Gesalbte des Herrn mit der Dornenkrone, ohne Gewänder, ohne Schmuck, ohne Edelsteine. Er trägt die Stämme Israels ganz anders auf dem Herzen, und nicht nur sie allein, sondern alles, was Menschenantlitz hat, ist Bruder oder Schwester, deren Schuld er auf seinen Schultern trägt, deren Sünden ihm das Herz brechen lassen. So sühnt er diese Sünden, dieses Schlechte, alles Verzerrte im menschlichen Antlitz, alles Verdorbene im menschlichen Herzen, alles Ungute in der menschlichen Natur. Er gibt sich selbst zum Opfer, er ist das Lamm, das der Welt Sünde trägt. So verläßt er das Heiligtum und geht auf die Schädelstätte, so verläßt er immer wieder feierliche Kirchen und geht auf den Trödelmarkt. Das ist nicht das Übliche, das ist schockierend, das ist ein Skandal. Spüren wir es wieder? Immer neu, immer ergreifend? Es mußte so sein. Er mußte in allen Dingen seinen Brüdern gleich werden, auf daß er barmherzig würde.

Hohe Herren können sehr unbarmherzig sein. Die Bibel erzählt mancherlei Hartes von Hohenpriestern. Von Jesus aber nicht. Denn er war kein hoher Herr. Er war ein niedriger Herr. Er erniedrigte sich selbst, bis zum Kreuz, bis zum Tode am Kreuz. Darum, nur darum konnte er barmherzig sein. Und der Hebräerbrief fährt fort (2, 18): Denn worin er selber gelitten hat und versucht worden ist, kann er denen helfen, die versucht werden.

Das ist das Geheimnis: Dieses Gleichwerden, dieses Herabsteigen, dieses Mitleiden. Es ist eigentlich ganz einfach:

Der Retter muß hinein in das brennende Haus, wenn der Eingeschlossene, schon betäubt von den Rauchschwaden, nicht mehr heraus kann. Der Retter muß hinein ins eisige Wasser, wenn der Versinkende leblos dahintreibt. Der Retter muß hinein in diese Welt des Leidens und der Versuchungen, um denen zu helfen, die bis zum Hals in dieser Not stecken. Deshalb kann Jesus helfen, deshalb wollte er es auch. Denn er war barmherzig geworden. Ihn jammerte des Volkes, heißt es einmal, denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie Schafe, die keinen Hirten haben. Und er half dem Schächerbruder an seiner Seite, er half seitdem all den Unzähligen, die sich in tiefer Seelenqual und Herzensnot an ihn wandten. So wurde er der Hohepriester, mitten im Schutt, mitten im Trödel, inmitten des Abschaums der Welt: Ein Hohepriester, der barmherzig ist.

Christus wartet

Der jüdische Religionsphilosoph Martin Buber erzählte, daß er als Kind eine alte jüdische Legende las, die er nicht verstehen konnte. Sie war ganz kurz und berichtete nichts weiter als dies: »Vor den Toren Roms sitzt ein aussätziger Bettler und wartet. Es ist der Messias.« Buber fragte einen weisen Mann: Worauf wartet er? Und er erhielt die Antwort: Auf dich. Buber fügte hinzu, daß er das damals nicht verstanden und es erst viel später begriffen habe. Wie nah kommen sich diese jüdische Messias Hoffnung und der christliche Glaube an den, der nicht vor den Toren Roms, sondern vor den Toren Jerusalems ausgesetzt war und wartet. Er hat getan, was er tun mußte. Er wurde den Brüdern gleich. Er trug unsere Krankheit, unsere Sünde. Er war der Aussätzige und der Ausgesetzte. Er war bereit und ist bereit. Er wartet nun auch auf uns.

Aus Rot wird Weiß

In der Ruine der Gedächtniskirche in Berlin steht ein steinerner Christus. Er hatte ein eigenartiges Schicksal. Am Ende des letzten Jahrhunderts ist er geschaffen worden. Der Bildhauer Professor Schaper hatte ihn aus weißem Marmor gehauen, im Stil des großen dänischen Künstlers Thorwaldsen. 1895 wurde dieser weiße, marmorne Christus feierlich geweiht. Er hatte seinen Platz über dem Altar der Kirche. Dort stand er bis zum Totensonntag des Jahres 1943. Bomben fielen auf die Kirche, die Gedächtniskirche wurde zur Ruine. Das Christusbild fiel von seinem Sockel, wurde von Bombensplittern beschädigt. Zu allem Überfluß besudelten unbekannte Frevler den einst blendend weißen Christus mit roter Farbe. Im Ruinenstumpf, unter geborstenem Gewölbe, fand dann dieser Christus seinen Platz. Lange stand er da, schlicht, schmucklos, angeschlagen, beschmutzt, bis die Frage auftauchte, ob man das Standbild nicht restaurieren solle. Makellos könne sich dann der Christus wieder in weißer, vollendeter Gestalt den Besuchern der Ruine darbieten. Aber ob das überhaupt möglich ist; ob die rote Farbe abgeht? Ob der Christus je wieder unverletzt und blütenweiß herzurichten ist? Es gab auch Stimmen, die ihn so lassen wollten, wie er ist. Denn diese Gestalt, so wie das Kriegsschicksal ihr mitspielte, hat einen eigenartigen Symbolwert erhalten. Passion klingt auf, und jene uralte Stelle vom leidenden Gottesknecht aus dem Jesajabuch (53, 2+3) scheint hier Gestalt angenommen zu haben: »Er hatte keine Gestalt und Hoheit. Wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte. Er war der Allerverachtetste und Unwerteste, voller Schmerzen und Krankheit. Er war so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg, darum haben wir ihn für nichts geachtet.«

Ich habe diese Christusgestalt gesehen. Wie sie dastand, in einem unterirdischen Vorraum, im Schotter, die Nase angeschlagen und über und über mit Rot beschmiert, nein, schön ist das nicht. Das ist abscheulich, das tut weh; denn man erkennt auf den ersten Blick, wen das darstellt: Christus. Man ahnt, wie er war, und ist erschüttert über das, was man aus ihm machte. Und man überlegt: Ist es nicht genau das, was man einst mit ihm gemacht hat, damals, als er unter uns Menschen weilte? Ist das nicht alles ein Abbild dessen, was der Prophet 53, 4.5 weiter berichtet: »Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber er ist um unserer Missetat willen verwundet und um unserer Sünde willen zer schlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten und durch seine Wunden sind wir geheilt.«

Und gerade die rote Farbe hat beim Propheten eine besondere Bedeutung. Das steht gleich am Anfang seines Buches (1, 18): »Wenn eure Sünde auch blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden; und wenn sie rot ist wie Scharlach, soll sie doch wie weiße Wolle werden.«

Ich nehme an, diese rote Farbe geht nie mehr ab von diesem Christus. Die trägt er, damit wir vor Gott schneeweiß, so weiß wie einst der Marmor dieser Statue werden. Damit sind wir nun, ausgehend von jener Christusfigur in Berlin, mitten im Passionsgeschehen. Was sich hier symbolhaft aufdrängte, das gilt es nun zu fassen und zu glauben. Das *ist* geschehen. Dieser Christus hat das auf sich genommen, viel realer, viel wirkungsvoller als das je an einer solchen Gestalt sichtbar werden könnte. Das war kein Christus aus kaltem Stein, aus weißem Marmor. Das war ein Mensch von Fleisch und Blut, das war ein Mensch wie wir, der leben wollte. Aber der auch zugleich da war, um seinen Brüdern

zu helfen. Und er konnte es auch. Obwohl ohne Fehl, trug er die Schmerzen, nahm auf sich die Strafe. Das war kein Zufall, das war Bereitschaft, das war Stellvertretung.

Es ist das eine gewaltige Aussage, dieses Kapitel 53 des Jesajabuches. Da möchte man gern, daß es für uns alle Leben annimmt. Daß dieser Christus heraustritt aus dem Kirchengewölbe, heraustritt aus dem Bibelbuch, daß er Fleisch und Blut annimmt und daß jeder spürt: Das geht mich an, das ist für mich geschehen. Vielleicht gelingt das durch eine kleine Geschichte, die ich einmal gelesen habe. Sie war eigentlich für Kinder bestimmt, aber warum sollte sie nicht uns alle ansprechen?

Es war an Bord eines Schiffes. Der Kapitän war ernstlich krank geworden. Wortkarg, wie die Seeleute sind, verlangte er nur, daß man ihm vorlesen sollte. Es ging eine Weile, bis man merkte, daß er aus der Bibel vorgelesen haben wolle. Nun, eine Bibel fand sich und im jüngsten Schiffsjungen einer, der dazu bereit war. Hein Peters hat er geheißen. Der merkte, daß sein Kapitän in großen Leib- und Seelennöten war, und da er sich ein wenig in der Bibel auskannte, fand er die Stelle und wollte lesen: »Fürwahr, er trug unsere Krankheit.« Diese Stelle hat ihm oft seine Mutter vorgelesen. Und so fragte er den Kapitän: »Darf ich so lesen, wie es mich meine Mutter gelehrt hat?« Der Kapitän nickte. Da las der Schiffsjunge in Erinnerung an die Mutter und wie sie es ihm eingepägt hatte: »Fürwahr, er trug die Krankheit von Hein Peters und lud auf sich die Schmerzen von Hein Peters. Er ist um der Missetat von Hein Peters willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, damit Hein Peters Frieden hätte und durch seine Wunden ist Hein Peters geheilt.« Da hätte der Kapitän sich aufgerichtet und erregt gesagt: »Das hat deine Mutter dich gelehrt? Kannst du das auch so lesen, daß da

Karl Möller steht?« Da nickte Hein Peters und begann von neuem: »Fürwahr, er trug die Krankheit von Karl Möller. Die Strafe liegt auf ihm, damit Karl Möller Frieden hätte.« – »Auf daß Karl Möller Frieden hätte« wiederholte der Kapitän Karl Möller und fügte mit letzter Kraft hinzu: »Und danke deiner Mutter, daß sie dich so lesen gelehrt hat.«

Soweit diese kleine Geschichte, irgendwo gelesen, nie vergessen. Man kann sie nicht vergessen. Hat diese Mutter nicht ganz richtig verstanden, wie wir solche Worte der Schrift hören und aufnehmen, wie wir die Tat Jesu am Kreuz verstehen und annehmen können? Klingt nicht das Generalthema der ganzen Passion auf: Für dich, für dich, für dich! Setzen Sie, lieber Leser, Ihren Namen ein, damit Sie sich angesprochen fühlen. Sie sind gemeint.

Einer geht die Leidensstraße,
handelt so, wie keiner will.
Immer lauter schreit die Masse,
er geht mit und er hält still.
Ungerecht wird er geschlagen,
schwer muß er den Kreuzstamm tragen.
Dunkel wird's bei Schmerz und Blut,
keiner weiß, weshalb er's tut.

Einer weiß, weshalb das Leiden,
all die Schmerzen und der Tod,
einer will die Qual nicht meiden,
trotz des Abgrunds, der ihm droht.
Weiß sich in des Vaters Händen,
die selbst größte Angst beenden,
spricht als Herrscher ohne Macht
sein gewaltiges »Vollbracht«.

Einer hat ihn uns gesendet
mit dem guten klugen Plan,
daß sich endlich einmal wendet,
was sich Menschen angetan.
Böses ist in sich zerfallen,
frohe Botschaft gilt uns allen.
Unser Bruder ist dabei,
was er duldet, macht uns frei.

(Siegfried Heinzelmann)

Am Kreuz scheiden sich die Geister

Steht ein Kreuz am Wege,
viele gehn vorbei,
steh und überlege,
was das Kreuz dir sei.

Das Wort vom Kreuz ist eine Torheit denen, die verloren werden, uns aber, die wir selig werden, ist's eine Gotteskraft.

Laß in dir vergehen
durch des Kreuzes Kraft,
was nicht kann bestehen,
und nur Leiden schafft.

Es steht geschrieben: Ich will zunichte machen die Weisheit der Weisen und den Verstand der Verständigen will ich verwerfen.

Willst du nicht verderben,
wandle deinen Sinn,
gib dich in das Sterben
deines Heilands hin.

Wo sind die Klugen, wo sind die Schriftgelehrten, wo sind die Weltweisen? Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Torheit gemacht? Denn weil die Welt durch ihre Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht erkannte, gefiel es Gott, durch die Torheit der Predigt selig zu machen, die daran glauben.

Laß dir wieder sagen
bei der kurzen Rast:
Einer hat getragen
auch für dich die Last.

Die Juden fordern Zeichen und die Griechen fragen nach Weisheit. Wir aber predigen den gekreuzigten Christus, den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit. Denen aber, die berufen sind, Juden und Griechen, predigen wir Christus als göttliche Kraft und göttliche Weisheit. (1. Korinther 1, 18–24).

Was du hast getragen
was du trägst an Schuld:
Hier wird dir verkündigt
deines Gottes Huld.

(Otto Pfeiffer)

Zwei Balken sind es nur, übereinandergeschlagen, die das Kreuz bilden. Und doch ist es das Zeichen, das die Welt nicht mehr losläßt. Zwei Gegensätzlichkeiten brechen auf, wo das Kreuz erscheint. Für die einen ist es Anstoß, Ärgernis, Skandal, Torheit. Für die andern ist es Hilfe, Rettung, Kraft, Erlösung. Am Kreuz scheiden sich die Geister, hat Nietzsche einmal gesagt. Das Kreuz steht am Kreuzweg. Und das ist gut so. Man muß sich beim Kreuz etwas denken: dafür oder dagegen. Schlimm, wenn es nur ein Schmuckstück ist, als Kreuzchen am Kettlein, getragen an festlichen Tagen, oder ein künstlerisches Erlebnis in antiker oder moderner Form.

Das Kreuz steht in den Kirchen auf dem Altar, es schaut hernieder auf die offene Bibel und hin auf die hörende Gemeinde. Das Licht der Altarkerzen leuchtet um das geneigte Haupt dessen, der an dem Kreuz starb. Das Kreuz steht in den Bergen als Bildstöckel oder oben auf der Spitze als Gipfelkreuz, liebevoll von den Einheimischen geschmückt mit Alpenblumen. Da sieht man und spürt: Die sind dafür. Aber wer ist dagegen?

Widerstand gegen das Kreuz war immer da. Wie gern wich man zu allen Zeiten aus und sah in Christus lieber den Bergprediger, den Sozialreformer, den geißelschwingenden Tempelreiniger, den Menschenfreund, so wie gerade die Zeit geprägt war und ihr Ideal, ihr Vorbild brauchte. Daß Christus ausgerechnet am Kreuz enden mußte! Ist es ein Ideal für einen Mann, so, wie ein Lamm, am Kreuz zu sterben? Ist das ein Held, der wehrlos verstummt und verblutet? Das heldische Sterben eines Sokrates, der, zum Giftbecher verurteilt, dem Richterkollegium noch den Stachel bissigen Spottes ins Herz drückte, oder die Mannen der germanischen Sagen oder die Indianer am Marterpfahl, die im Sterben wenigstens noch einen Teil ihrer Gegner mit ins Verderben rissen, sie alle stehen unter der Jugend der Völker höher im Kurs als das Lamm, das am Kreuz der Welt Sünde trägt. Ein Dichter unserer Zeit will retten, was vielleicht noch zu retten ist und behauptet:

Sie sagen: du wärest als Lamm verstummt,
wehrlos verblutet unter ihrem Hohn,
sie hätten dich geschlagen mit der Faust,
und einen letzten Seufzer noch verachtet.

Sie lügen, nein, du warst kein wehrlos Lamm,
du wehrtest dich...

(Fritz Philippi, um 1928)

Aber Paulus will gar nichts retten mit seiner Predigt vom Kreuz. Er gibt zu: törichte Predigt. Aber diese törichte Pre-

digst kann retten. Das Bild der Unversöhnlichkeit wird gerade zum Bild der Versöhnung. Die Wehrlosigkeit ist göttliche Kraft. Im Verbluten wird Leben errungen, im Sterben der Tod besiegt. Paulus, der kluge Schriftgelehrte, voller Bibelkenntnis, voller Weisheit seiner Zeit, sah tiefer, er sah realer, seit er Christ geworden war und die persönlichste Erfahrung mit dem Gekreuzigten gemacht hatte: damals, als seine Weisheit zusammengebrochen, als sein Verstandesgebäude zusammengestürzt war wie ein Kartenhaus und er selbst körperlich und seelisch am Boden lag. Wohin hatte seine religiöse Weisheit, seine moralische Vollkommenheit geführt: Daß er die Christen verfolgt und an die Gerichte ausgeliefert hatte und damit zum Gegner Gottes geworden war. Er zerbrach an der Sünde, von der er aus eigener Kraft nicht frei werden konnte. Gerettet hatte ihn nur: das Kreuz. Jener stille Bruder Ananias aus Damaskus wurde zum Retter des Schriftgelehrten, weil er ihm von dem predigte, den dieser Fromme verflucht und verfolgt hatte. Da fiel es wie Schuppen von seinen Augen und er erkannte:

Gott hat es einmal ganz anders gemacht. Anders, als die klugen Menschen es meinen, daß er es machen müßte. Gott fängt von der ganz andern Ecke an. Er geht nicht von unten nach oben, sondern von oben nach unten. Er läßt das Böse zusprenken durch still erlittenes Böse. Er bricht den Widerstand durch Zurückgehen. Er läßt den Satan zu Tode laufen durch Zurückweichen. Er besiegt die Macht des Todes durch Ohnmacht. Er läßt die Sünde bis zum Kreuzigungstod seines Sohnes stark werden und vernichtet sie gerade durch dieses Kreuz. Er setzt statt Thron Kreuz, statt Königskrone die Dornenkrone. Ja er nimmt den Christusverfolger Saulus und macht aus ihm den größten Verkündiger des gekreuzigten Christus.

Wer kann das verstehen, wer kann das mit seinen Verstandeskräften fassen? Das verstehen die Schriftgelehrten nicht und nicht die Weltweisen. In der Verwerfung des Christus hatte sich schon die ganze Torheit der klugen Menschen gezeigt, wie können sie nun aus ihrem verfinsterten Verstand verstehen, daß gerade aus ihrem Verwerfen die Erlösung im gekreuzigten Christus erwuchs? Hier geht alles Erklären und Verstehenwollen zu Ende. Gerettet wird, wer glaubt. Erlöst ist, wer an dieser Weisheit zerbricht und aus der göttlichen Torheit neu geboren wird. Wenn je Glaube nötig ist in der Religion, so hier. Der schlichte, kindliche Glaube kann es tun. Selig sind, die nicht verstehen und doch glauben. Glauben ist die Absage an die menschliche Weisheit und das Jasagen zum Kreuz. Glaube soll annehmen wie ein Bettler die Gabe, ohne zu fragen, zu sinnieren, zu diskutieren, zu spekulieren.

Dann erweist sich der Gekreuzigte als die Kraft, als das Dynamit Gottes, das die Sünde vernichtet, die Gewalt des Teufels zersprengt, die Herrschaft des Todes beendet. Dann erweist sich der Gekreuzigte eben doch als der Weisheit letzter Schluß, als eine heimliche, verborgene Weisheit, in der die ganze Liebe Gottes aufleuchtet, der nicht will, daß seine Kinder verlorengehen, sondern alles, auch das Letzte, auch das Liebste, auch den Sohn hergibt für die Rettung. Ja, uns aber, die gerettet werden, sagt Paulus, ist das Kreuz die Gotteskraft! Können wir glauben?

Wenn nun tatsächlich Gottes Weisheit so ganz anders ist, als wir Menschen uns in unserer angemessenen Weisheit vorstellen, fällt dann nicht auch ein Licht auf so manches Kreuz in unserem Leben? Wenn aus Jesu Leiden solch ein Segen, solche Erlösung für die Welt, solch eine göttliche Kraft erwuchs, ist dann nicht vielleicht auch deine Not, dein Kreuz etwas, das Gott in seiner Weisheit zu deinem

Besten sandte? Nimm das an für dein Leben: Kreuz ist Segen, Kreuz ist Kraft. Wenn Gott das Gericht über die sündige Menschheit an seinem Sohn am Kreuz vollzog, nahm er dann nicht alles Geschehen auf dieser Welt so ernst und straft den immer wieder geäußerten Vorwurf Lügen, daß er das Leid auf dieser Welt widerspruchslos zulasse? Lernen wir nicht endlich, was er unter Kreuz versteht? Gericht ist zugleich Vergebung, Ende ist zugleich Neuanfang, auch im Leben der Völker, auch bei dir und mir.

Am Kreuz scheiden sich die Geister. Du stehst am Kreuzweg. Entscheide dich. Gib den Widerstand auf oder die Ablehnung oder die Gleichgültigkeit. Damit das Kreuz dir göttliche Kraft werde. Dann kannst du auch dein Kreuz ihm nachtragen, nicht zum Tod, sondern zum Leben, nicht nur bis zum Karfreitag, sondern zur Auferstehung an Ostern. Zwei Balken nur, übereinandergeschlagen, sind das Kreuz. Es steht an manchem Weg. Steht es an deinem Weg?

Was will das Kreuz, das da am Wege steht?
Es will dem Wanderer, der vorübergeht,
das große Wort des Trostes sagen:
Der Herr hat unser Kreuz getragen.

Was will das Kreuz, das da am Wege steht?
Es will dem Wanderer, der vorübergeht,
das große Wort der Weisheit sagen:
Auch du sollst ihm dein Kreuz nachtragen.

Was will das Kreuz, das da am Wege steht?
Es will dem Wanderer, der vorübergeht,
das große Wort der Hoffnung sagen:
Das Kreuz wird dich zum Himmel tragen.

(Verfasser unbekannt)

Ein Kreuz und vier Farben

Das Rote Kreuz

Jeder kennt das rote Kreuz auf weißem Grund. Manchmal wird es mit dem Schweizer Kreuz verwechselt: einem weißen Kreuz auf rotem Grund, denn in der Form sind beide Kreuze gleich. Sie haben auch etwas miteinander zu tun, denn der Begründer des »Roten Kreuzes« war Henri Dunant, ein Schweizer aus Genf (1828–1910). Dieser wohlbehütete Patriziersohn aus einer frommen Hugenottenfamilie plante ein kaufmännisches Projekt im französischen Algerien und suchte die Unterstützung des französischen Kaisers. Der aber war gerade mit seinen Truppen nach Italien aufgebrochen. Dunant reiste ihm nach. Dabei geriet dieser Zivilist im weißen Sommeranzug mit Strohhut – gleichsam aus Versehen – in eine mörderische Schlacht. 170000 Österreicher und 150000 vereinigte Italiener und Franzosen waren am Gardasee aufeinandergestoßen. Geschütze hatten die auf engstem Raum aufmarschierten Formationen zusammengeschossen. Henri Dunant war ein zarter, empfindsamer Mensch. Der Anblick der unzähligen Wunden und abgerissenen Gliedmaßen erfüllte ihn zuerst mit Ekel. Er überwand ihn. Er sah, daß es an Hilfskräften fehlte und die Bevölkerung in panischem Schrecken erstarrt war. Er griff ein: Notverbände legte er an, fragte Sterbende nach ihren letzten Wünschen, sprach ihnen biblische Trostworte zu. Er eilte in die Dörfer und warb Helfer, er ließ Wagen anspannen und verteilte die Verwundeten auf Kirchen, Klöster, Stallungen. Die wenigen Ärzte gingen, von seiner Energie getrieben, unermüdlich von Mann zu Mann. Bereitwillig und bewundernd gehorchte ihm jeder. Und da war noch ein Wort, es stammte von ihm, es flog von Mund zu

Mund: Sono fratelli – sie sind Brüder – tutti fratelli – alle sind sie Brüder! Ein Waffenloser, ein Hilfloser, ein Verwundeter, ist kein Feind mehr, das erkannten sie dort. Drei Jahre brauchte er, um sich das Erlebnis von der Seele zu schreiben: Erinnerungen an Solferino. Dort war die Schlacht. Wäre es nicht möglich, fragte er, Hilfsgemeinschaften zu gründen, die Verwundete pflegen – neutral, anerkannt von allen kriegführenden Parteien? Es kam 1864 zu einem Staatenkongreß. Auf ihm wurde die berühmte Genfer Konvention geschlossen: Das Rote Kreuz auf weißem Grund, die umgekehrten Farben der Schweizer Nationalflagge. In allen Kriegen seitdem – und ich denke, wir Älteren haben es selbst erlebt – hat das Rote Kreuz sich bewährt. Auch beim Suchen nach Vermißten und Getrennten. Es ist zum Symbol des Helfenwollens geworden, heute auch im Verkehr. Henri Dunant aber war beruflich gescheitert. Unbekannt leitete der Gründer des Roten Kreuzes einen kleinen Bezirksverein seines weltweiten Werkes in seiner Heimat. Ein Journalist entdeckte ihn, jetzt wurde er mit Ehren überhäuft und erhielt als Erster den Friedensnobelpreis. Aber er sagte von sich: Ich bin ein Jünger Christi wie im ersten Jahrhundert, sonst nichts. Er wußte, was ein Kreuz bedeutete und hatte sein eigenes getragen im Aufblick auf den, der für uns am Kreuz gestorben ist. So besteht heute sein Rotes Kreuz und spricht: »Ich bin aus Mitleid der Menschen geboren. Meine Aufgabe besteht in Güte, Liebe und Erbarmen. Ich bin der Schutzengel der Menschlichkeit. Ich kenne keinen Unterschied zwischen den verschiedenen Rassen, Völkern und Glaubensbekenntnissen. Ich bin das Rote Kreuz.«

Das Blaue Kreuz

Auch das »Blaue Kreuz« stammt aus der Schweiz und will Hilfe bringen. Der Pfarrer Louis-Lucien Rochat ist sein Gründer. Er war ein Jahr in England, um dort praktische Theologie kennenzulernen. Es wurde sehr praktisch. Dort kam er in Mäßigkeitsvereine und merkte, daß es Abstinenz von alkoholischen Getränken gibt. Er hörte den Lebensbericht eines Alkoholikers, der glücklich war, nun abstinent leben zu können. Rochat fragte: »Wären Sie nicht ebenso glücklich, wenn es Ihnen gelungen wäre, statt ganz enthaltsam zu leben, sich im Gebrauch alkoholischer Getränke zu mäßigen und so dem Beispiel vieler Leute zu folgen, die trinken, ohne daß etwas Schlimmes daraus entsteht?« Stauend hörte er: »Es war mir immer sehr leicht, die Leute nachzuahmen, wenn sie ihr erstes Glas tranken. Sobald ich aber nach dem ersten Glas aufhören wollte, überstieg das meine Kräfte. Andere Leute können aufhören, aber wir Alkoholiker eben nicht, der Alkohol ist stärker als wir.«

Nach der Rückkehr in die Schweiz lernte Rochat die Trunkenheit in seiner Gemeinde kennen. Er mußte Leute beerdigen, die im Rausch verunglückt waren – und damals gab es noch nicht einmal den Straßenverkehr wie heute – und die, die sich als letzten Ausweg aus ihrem Elend das Leben genommen hatten. Nach vielen Überlegungen und Gebeten schrieb er 1877 in sein Tagebuch: »Heute habe ich mich mit Gottes Hilfe entschlossen, einen Kampf gegen die Unmäßigkeit zu führen.« Während eines internationalen Kongresses zur Hebung der Sittlichkeit in Genf legte er seine Idee der Öffentlichkeit vor. Es verpflichteten sich 28 Personen, selbst keinen Alkohol zu trinken und den Mißbrauch bei anderen zu bekämpfen. Der Schweizerische Mäßigkeitsverein war geboren. Später erfolgte die Umbe-

nennung in Blaues Kreuz. Die ersten Jahre waren mühsam. Die Abstinenter wurden als Querköpfe betrachtet, belächelt, manchmal verfolgt. Sie galten als Spielverderber und Fanatiker. Aber die Augen der Öffentlichkeit wurden geöffnet für die immensen Schäden an der Volksgesundheit, in den Familien, im Beruf und Verkehr durch den Alkohol. Es war die Schweiz, die voranging in der alkoholfreien Verwertung der Obstsäfte. Bei der Trauerfeier für Pfarrer Rochat sagte ein Alkoholiker: »Er sah in uns unglückliche Menschen, die Liebe und Sympathie nötig haben, Gott hat ihn uns gesandt.« Nach Deutschland kam das Blaue Kreuz durch einen anderen Schweizer Pfarrer – Arnold Bovet aus Bern – einem Mitstreiter Rochats. Er gründete 1885 den ersten Blaukreuz-Verein in Hagen. Heute ist die Blaukreuz-Zentrale in Wuppertal. Jedes Gespräch wird vertraulich behandelt und der beste Weg zur Gesundung gemeinsam erarbeitet. Das Blaue Kreuz ist überkonfessionell und bemüht sich, auf die Suchtgefahr hinzuweisen und Verständnis für die Betroffenen und ihre Angehörigen zu wecken, denn die Zahl der Gefährdeten nimmt besorgniserregend zu, auch unter den Frauen, besonders unter den Kindern. Jedes Jahr sterben bei uns Tausende durch Verkehrsunfälle, bei denen Alkohol im Spiel ist. Im Grunde sind wir alle mitbeteiligt daran, daß die weniger Widerstandskräftigen sich berauschen und betäuben. Jedes Kreuz, das Rote und das Blaue, ruft zur Hilfe auf, um des Gekreuzigten willen.

Das Grüne Kreuz

Grün läßt an Wiesen und Wälder denken, zerschnitten von grauen Straßen und Autobahnen. Im Kreis um das Kreuz steht: Sicherheit im Verkehr – Verkehrswacht. Als 1924 der

Autoverkehr zunahm, wurde diese Vereinigung gegründet. 1933 waren private Vereine der Nächstenliebe nicht mehr gefragt. 1949 war es dann wieder möglich. Von den Bundesländern ausgehend, als örtliche Kreiswacht, etwa Freiburg oder Baden-Baden, schlossen sich die Vereine zur Bundesverkehrswacht zusammen. Rotes Kreuz und Blaues Kreuz können ihre Arbeit und ihre Erfolge mit Zahlen belegen. Beim Grünen Kreuz ist das nur Gott bekannt, nur er weiß, wieviel Unfälle durch das Grüne Kreuz verhütet werden konnten. Denn Vorbeugen ist besser als heilen. Jeder kennt Schülerlotsen. Es gibt Verkehrsschulen und Omnibusse mit Anschauungsmaterial für Jugendliche. Behörden werden beraten, denn es gibt so viel ungünstige Ecken und Hecken, fehlende Hinweise, verwirrende Schilder, die unfallträchtig sind. Jeder Verkehrsteilnehmer weiß, daß auf alte Menschen besonders Rücksicht zu nehmen ist, denn deren Sinne sind nicht mehr so aufnahmefähig und beweglich wie in jungen Tagen. Aber auch den Senioren muß gesagt werden: Es liegt an euch, aufzupassen beim Überqueren der Straße, Einkalkulieren der schwachen Augen, des langsamen Ganges, des schlechten Gehörs. Deshalb wird in Altersheimen und Seniorenkreisen beraten. Das Rote Kreuz hilft, wenn ein Unfall geschehen ist, das Blaue Kreuz, daß kein Unfall geschehe durch Alkohol. Das Grüne Kreuz will über alle wachen, Groß und Klein, Alt und Jung, Autofahrer und Fußgänger. Eugen Roth hat das so nett in Verse gebracht:

»Gefahrenträchtig mehr und mehr
wird jeden Tag der Kraftverkehr;
der Mensch ist schwach, doch stark sein Wagen;
schon ist ein Unfall zu beklagen.
Drei Punkte sind's, auf die wir schauen:
Erziehen – Überwachen – Bauen!

Natürlich wäre es bequemer,
nur als die Hauptverkehrsteilnehmer
die Autofahrer zu beschimpfen,
doch allen ist es einzuimpfen,
läßt man schon nicht die Rücksicht walten,
soll man's doch mit der Vorsicht halten!
Sieht man nicht Kinder überall
auf Straßen spielen mit dem Ball,
sieht Radler licht- und lärmlos schleichen
und links abbiegen ohne Zeichen,
Fußgänger hüpfend blind vor Wahn
bei Rot zu ihrer Straßenbahn?
Sie alle, alle sind mit schuld
durch Dummheit oder Ungeduld.«

Allen Helfern dieser Kreuze ist von ganzem Herzen zu danken. Der beste Dank aber ist: Auch als Einzelner mitzuhelfen. Man kann die Hände falten und etwa so beten: Herr, ich möchte Mensch bleiben im Straßenverkehr, hilf mir, daß ich hinter Chrom, Glas und PS nicht rücksichtslos werde. Gib mir einen Blick für die Alten und Kinder, mach mich geduldig, daß ich andern helfe sich ohne Furcht auf der Straße zu bewegen, mach mich großzügig, daß ich nicht um jeden Preis auf mein Recht poche, gib mir gute Nerven, damit ich in gefährlichen Situationen so reagiere, daß niemand zu Schaden kommt, gib mir Humor, daß ich auf die Fehler anderer eine bessere Antwort finde als Schimpfworte, laß mich lernen, den Menschen Vorfahrt zu geben vor Ehrgeiz, Terminen und Rechthaberei. Herr, um deines Kreuzes willen laß mich Mensch bleiben im Straßenverkehr.

Das Weiße Kreuz

Nach englischem Muster wurde das »Weiße Kreuz« 1890 in Berlin gegründet. Tatkräftige Geistliche mit bekannten Namen wie Elias Schrenk und Adolf Stoecker waren Träger dieser Bewegung. Das Weiße Kreuz führt als Untertitel den Namen: Sexualethik und Seelsorge. Es erfüllt diese Aufgaben stellvertretend für manche Väter und Mütter, für Jugendgruppen und Verbände. Wie wichtig das ist, zeigen Hilferufe: »Meine Eltern haben nie mit mir darüber gesprochen. Meine Mutter war gehemmt und hat oft geweint. Meinen Vater habe ich nie geliebt. Nun geht meine eigene Ehe kaputt. Ich bin so unsicher, verwirrt, verzweifelt und weiß keinen Rat.« Das Weiße Kreuz hilft durch vertrauliche Beratung, Vorträge und Seminare über charakterliche Reifung, Ehenöte, Fragen der Elternschaft und der Erziehung. Die Arbeit wurde 1933 behindert, die Geschäftsstelle in Berlin im Krieg ausgebombt, das Bundeshaus bei Potsdam nach dem Kriege enteignet – so begann auch hier mühsam ein neuer Aufbau. Die Zentrale ist heute in Kassel-Harleshausen. Das Weiße Kreuz tritt für eine gewissenhafte Lebensgestaltung nach christlich-ethischen Maßstäben ein. Wir sehen doch, wie Menschen einsam und unsicher geworden sind bis in die privaten und intimen Lebensbereiche. Gefühle verwirren sich, Versuchungen werden groß. Wie doch die vier Kreuze – rot – blau – grün – weiß alle zusammenhängen! Das Blaue Kreuz wurde auf einem internationalen Kongreß zur Hebung der Sittlichkeit gegründet. Der Alkohol berauscht den Trinker, er gefährdet den Verkehr wie der, der auf der Autobahn dem Rausch der Schnelligkeit verfällt. Da warnt das Grüne Kreuz. Bei Unfällen muß das Rote Kreuz helfen. Genauso im Rausch lebt der Liebende, der nur an sich und seine Befriedigung denkt, bis die

Ernüchterung folgt. Er scheitert am Partner, es scheitert die Ehe, Kinder werden unglücklich und scheitern selbst wieder in ihrem Leben. Denn wer nicht gelernt hat, das Du im andern zu lieben, bleibt im Fangnetz seines eigenen Ichs stecken. Diese Liebe fordert nur und schenkt nicht. So klagt denn eine Ehefrau: »Mein Mann hat sich so verändert, er ist plötzlich wie ein Fremder für mich geworden. Meine Liebe zu ihm ist zu Ende.« Der Berater des Weißen Kreuzes aber sagt: »Das ist nicht möglich, denn die Liebe hat ja noch gar nicht begonnen. Nur eine Illusion über den Partner ist zu Ende.« Wer keine Hilfe findet, resigniert und überlegt vielleicht, ob er Schluß machen soll. Wie nah kommen sich die vier Kreuze, wenn man weiß: Die Zahl der Verkehrstoten entspricht jedes Jahr bei uns etwa der Zahl derer, die sich das Leben nehmen. Jede Sucht, jede Flucht in den Rausch hat immer den einen Grund: Kummer. Kummer, das Leben nicht zu meistern, mit dem Ehepartner nicht fertig zu werden oder mit den Kindern, oder mit dem Lehrer, oder mit den Eltern, oder mit dem Beruf, oder, oder... Da lehren die vier Kreuze auf das Kreuz dessen zu schauen, der für uns ans Kreuz gegangen ist. In seinem Namen und Auftrag handeln sie, die vier Kreuze und wollen helfen: Das Rote, das Blaue, das Grüne und das Weiße Kreuz.

Die Gebote bleiben

Es geht eine eigenartige Erschütterung durch Christenmenschen. Ich meine damit solche Leute, die sich bemühen, Gottes Gebote zu halten und mit Ernst Christen sein wollen. So sagte mir ein junger Mann, der nach abgeschlossenem Studium seinen Beruf aufnahm: »Wenn man wirklich

Gottes Gebote hält, dann kommt man nicht weiter. Dann ist man immer nur der Dumme. Was ich sehe ist Ungerechtigkeit, Begünstigung, Parteilichkeit, Bereicherung. Wer da nicht mitmacht, kommt unter die Räder.« Und ganz ähnlich sagte mir ein Geschäftsmann: »Wie kann man denn im Alltag heute Christ sein? Da herrschen doch ganz andere Gesetze. Und wer sich da nicht nach echt menschlicher Art kräftig seiner Haut wehrt und in der Wahl seiner Mittel wählerisch ist, der macht pleite.«

Das ist ein ernster Einwand. Das ist der Zweifel an der Richtigkeit der Gebote Gottes. Und dieser Zweifel wird heute immer wieder dadurch genährt, daß auch ganz unverblümt ausgesprochen wird: Die Gebote sind überholt, sie passen nicht in unsere moderne Welt – heute herrschen andere Gesetze.

So neuartig diese Einwände klingen, so alt sind sie. Schlagen wir den letzten Propheten des Alten Testaments auf, dann finden wir dort die gleichen Worte. Denn so heißt es bei Maleachi (3, 14): »Ihr sagt: Es ist umsonst, daß man Gott dient und was nützt es, daß wir sein Gebot halten!« Ja, das ist diese unausbleibliche Frage nach dem Nutzen, nach Sinn und Zweck – so praktisch pflegt der Mensch auch in religiösen Dingen zu denken. Und dann heißt es gar bei Maleachi weiter (3, 15): »Darum preisen wir die Verächter; denn die Gottlosen gedeihen und die Gott versuchen, bleiben bewahrt.«

Ja, so scheint es wirklich zu sein. Jeder hat das schon gedacht: Im Krieg war es oft unverständlich, daß das Haus einer gläubigen Familie durch Bombentreffer vernichtet wurde, aber das eines andern, eines Verächters, blieb bewahrt. Eine Kugel kam geflogen, gilt sie mir oder gilt sie dir? Den hat sie weggerissen, der im Glauben stand, und so manch anderer kam mit dem Leben davon.

Also, sagt der Unglaube, da habt ihr's ja. Also fort mit den Geboten, lebt ohne sie, lebt gegen sie, lebt euch aus nach eigenem Gutdünken. Handelt triebhaft, wie es euch die Natur befiehlt und ihr kommt weiter.

So sagte man früher schon, so sagt man auch heute. In Psalm 73 (19, 20) stehen Worte, die mir 1945 im Mai, auf einmal groß und wichtig wurden: »Wie werden sie plötzlich zunichte. Sie gehen unter und nehmen ein Ende mit Schrecken. Wie ein Traum verschmäh't wird, wenn man erwacht, so verschmäh't du, Herr, ihr Bild, wenn du dich erhebst.« Ja, das haben wir erlebt – haben wir's vergessen? – und plötzlich waren auch die Bilder, die vielen Hitlerbilder weg, ein leerer Fleck blieb übrig, aber die Gebote, die waren noch da.

Bei Maleachi heißt es nun weiter (3, 16. 18): »Aber die Gottesfürchtigen trösten sich untereinander: Der Herr merkt und hört es. Ihr werdet am Ende doch sehen, was für ein Unterschied ist zwischen dem Gerechten und dem Gottlosen, zwischen dem, der Gott dient, und dem, der ihm nicht dient!«

Gute Gebote

So möchte ich denn die, die unter uns mit solchen Zweifeln geplagt sind, die so fragen wie der junge Mann und der Geschäftsmann, trösten. Wir wollen uns untereinander trösten. Wir wollen uns die Gebote nicht vermiesen lassen. Sogar den Dichter Theodor Storm können wir heranziehen:

Der eine fragt, was kommt danach?
Der andre fragt nur: Ist es recht?
Und also unterscheidet sich
der Freie von dem Knecht.

Denn diejenigen, die sich freimachen wollen von den Geboten Gottes, werden Knechte ihrer Natur, ihrer Triebe – sie werden auf die Dauer unglücklich. Und diejenigen, die sich unter die 10 Gebote als dem Fundament aller Ordnungen stellen, die werden frei zu einem geordneten Leben und damit auf die Dauer glücklich und froh. Es ist Selbstbetrug, daß das Menschenherz mit Eifersucht, Neid, Geltungstrieb, Haß und Bitterkeit sich seine Gesetze selbst zum Heil geben kann. Gott dagegen will uns eben durch seine Gebote keine Zwangsjacke anlegen. Er will uns nicht in der Entfaltung unseres Lebens hemmen. Gerade durch seine Gebote will er uns zu Menschen machen und uns nicht an Naturtriebe dahingegebene Geschöpfe sein lassen. Wenn er sagt: Du sollst nicht stehlen, will er die menschliche Gemeinschaft schützen und den einzelnen davor bewahren, Knecht der Besitzgier und des Ansehens zu werden. Wenn er sagt: Du sollst nicht ehebrechen, dann will er die Familien schützen und verhüten, daß die Menschheit in geschlechtlicher Vermischung untergeht. Wenn er uns den Feiertag heiligen heißt, dann will er uns vor Betriebsamkeit und Managertum bewahren, damit wir keine seelenlosen Arbeitstiere werden, sondern mit gutem Gewissen pausieren und ihn als den Herrn und Schöpfer loben und sein Wort hören.

Sie sind nicht schwer

Darin besteht die Liebe zu Gott, heißt es im Neuen Testament (1. Johannes 5, 3), daß wir seine Gebote halten. So hat es Christus gelehrt. Denn er ist nicht gekommen, die Gebote aufzulösen, sondern zu erfüllen. Er hat in der Bergpredigt einige herausgegriffen und noch in ihrer Bedeutung für uns vertieft, mit dem Christusgeist erfüllt. Er hat auf die Frage nach dem größten und wichtigsten Gebot das Doppelgebot

genannt, Gott aus ganzem Herzen zu lieben und den Nächsten wie sich selbst. So sind eben die Gebote gerade nicht die Peitsche des Sklavenaufsehers, sondern aus dem Liebeshandeln Gottes geboren. Nur wer das versteht, versteht Gott und die Menschen richtig. Luther hat's verstanden, wenn er jede Erklärung zu den einzelnen Geboten begann: Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir... Denn das Reich Gottes will ein Reich der Liebe sein. Ohne die Gebote bewegen wir uns im Reiche der Selbstzerfleischung, des Faustrechtes, des Tierischen. Die Bürger des Reiches Gottes aber wissen sich von ihrem Herrscher geliebt. Darum noch einmal Maleachi (3, 16. 17): »Die Gottesfürchtigen sind in ein Gedenkbuch geschrieben – sie sind Bürger in der Bürgerliste – und sie sollen – spricht der Herr – an dem Tag, den ich machen will, mein Eigentum sein, und ich will mich ihrer erbarmen, wie ein Mann sich seines Sohnes erbarmt, der ihm dient.«

Ist das nicht Trost? Dürfen sich die Gottesfürchtigen das nicht gegenseitig zusprechen? Wir sind von Gott als seine lieben Kinder wirklich geliebt, zutiefst geliebt und darum diese Gebote! Was kann uns dann noch kränken, was kann uns dann noch schaden? Die Lebenserfolge der andern, der Verächter, werden vergehen, aber das Leben mit Gott und seinen Geboten wird Bestand haben – über diese Welt hinaus. Sollte solche Liebe nicht Gegenliebe erzeugen? Ich sage noch einmal: Wer seine Gebote hält, der liebt ihn. Ist etwas schwer, wenn man's für einen lieben Menschen tut? So auch hier. Dann ist es keine Last, dann ist es eine Freude. Und darum heißt es auch bei Johannes weiter: Und seine Gebote sind nicht schwer. Will es nicht auch der, der bisher skeptisch beiseite stand, ehrlich probieren? Liebe spricht aus Gottes Geboten und darum, glaubt's nur, sind sie nicht schwer.

Liebkosende Hände

Beim Anblick der Sonne sollten unsere Gedanken einmal weit in die Vergangenheit zurückgehen zu einem ägyptischen Pharao, der aus der Vielzahl göttlicher Symbole gerade die Sonne herausgehoben hat als das eine, große Zeichen. Wir müssen zurückgehen auf das Jahr 1375 vor Christus, als dieser Pharao als Amenophis IV. den Thron seiner Väter bestieg. Er wollte wohl als einer der ersten in der Menschheitsgeschichte den Gedanken einer wirklichen Ein-Gott-Religion und eines dauernden, ewigen Weltfriedens in die Tat umsetzen. Als Zeichen wählte er die Sonne. Allerdings wollte er nicht, daß sie als solche, als das große Tagesgestirn, angebetet werde. Er wollte in Ehrfurcht seine Hände erheben zu der Kraft, durch welche die Sonne Leben wirkt, oder, wie er selbst sagte: Die Glut, welche in der Sonne ist. Für dieses Abstrakte, das man nicht darstellen kann, schuf er den Begriff »Aton« und nannte sich selbst künftig Echnaton, wörtlich: Es gefällt dem Aton. In einem Hymnus, dem Sonnengesang, der auch ein Psalm der Bibel sein könnte, hat dieser Pharao seinem Glauben Ausdruck gegeben. Hören wir einige Stellen aus dem Lied:

»Herrlich erhebst du dich am himmlischen Lichtberg, ewige Sonne, Ursprung des Daseins. Wenn dein Glanz am östlichen Himmelsfeld aufsteigt, wird die Welt so licht von deiner Schönheit. Denn du bist schön, du bist groß, du funkelst unirdisch und deine Strahlen umarmen all deine Schöpfung. Siegreich bist du: Du nimmst uns alle gefangen, bindest uns alle mit deiner Liebe. Obwohl du fern bist, sind deine Strahlen doch auf Erden. Obwohl du hoch droben bist, sind deine Fußstapfen der Tag. Wenn du hinunter sinkst an der westlichen Wölbung, wird so finster die Welt,

als sei sie erstorben. Hell wird wieder die Welt, wenn dein Antlitz emporstrahlt, festlich erglühn die Länder der Erde. Taugebadet, glänzend gewandet, heben sie ihre Arme und beten dich an.«

Alles Kinder der Kraft

Nichts erinnert in diesem Lied an alte Sonnengötter. Es konnte gesungen werden von allen Bewohnern des weiten Reiches, von Babyloniern, Syrern und Nubiern. Sie alle sind Kinder dieser Kraft. Das sagte ein Mann in der Frühzeit der Religion. Wie diese Kraft den Ägyptern den Nil zum Leben gibt, so gibt sie den andern Völkern einen Nil am Himmel, den Regen. Man soll nicht mehr sprechen von den Nubiern oder von den Asiaten als den elenden Barbaren, hier taucht schon etwas auf von der Gotteskindschaft aller Menschen, die diese Erde bewohnen. Echnaton ist mit seinem Vorhaben gescheitert. Diese neuen Gedanken konnte die Welt noch nicht fassen; die überlieferten Göttervorstellungen waren stärker, die Uneinigkeit zu groß. Echnaton wurde zum Ketzerkönig, mit wenigen Getreuen lebte er in halber Verbannung, und nach seinem Tode wurde alles vernichtet, was auf ihn hinwies. Sein Nachfolger und Schwiegersohn Tut-anch-Aton mußte seinen Namen ändern und ist uns bekannt als Tut-anch-Amun. Und doch blieb etwas übrig. Als man 1922 seine Grabstätte im Tal der Könige entdeckte, fand man auch einen wunderbaren Thronessel mit herrlichen Verzierungen. Aber die größte Pracht dieses Thrones bildete die Rücklehne mit einem Bild, das wohl das Schönste ist, das je in Ägypten gefunden wurde. Da sitzt der junge König, vor ihm steht die Tochter Echnatons, die junge Enches-en-Amun. Sie hält eine kleine Salbschale und betupft des Königs Schultern und Kragen

mit Wohlgerüchen. Und über den beiden – und darum erwähne ich dieses Bild – steht strahlend der Feuerball der Sonne, noch ganz im Sinne Echnatons, und ihre Strahlen fallen auf das junge Paar hernieder. Nun kommt die Überraschung: Die Strahlen der Sonne enden alle in kleinen Händen, die liebkosend zu den Menschen kommen. Die Strahlen, die den königlichen Gesichtern am nächsten sind, reichen Zeichen des Lebens dar. Bedenken wir, wie lange das her ist – 3300 Jahre – dann spüren wir, daß hier Anfänge dessen sind, was sich im Zeugnis der Bibel fortsetzt, bis hin in unsere Zeit, wo wir unsern Feiertag noch Sonntag nennen, wo wir das Lied von der Guldernen Sonne singen.

Gottes Hände

Lesen wir nun, wie es das Alte Testament sagt, mehr als ein halbes Jahrtausend später, im benachbarten Land, aus Psalm 139, 5–10:

»Von allen Seiten umgibst du mich
und hast deine Hand auf mich gelegt,
zu wunderbar, um es zu begreifen,
zu hoch, um es zu fassen.
Wohin könnte ich gehn vor deinem Geist,
wohin fliehn vor deinem Angesicht?
Führe ich hinauf zum Himmel, so bist du da,
machte ich mir ein Bett bei den Toten,
so bist du auch da,
nähme ich Flügel der Morgenröte
und bliebe am äußersten Meer,
so würde auch dort deine Hand mich führen
und deine Rechte mich halten.«

Auch hier wird von den Händen gesprochen, die halten, führen und bewahren, die auch lieben und lieblosen. Aber

hier ist der große Fortschritt des Glaubens. Es ist keine abstrakte Kraft mehr, versteckt hinter dem Bild der Sonne, kein Gottesbegriff, keine Gottesidee. Hier darf der Mensch unmittelbar zu seinem Schöpfer sprechen, das Kind zum Vater. Hier ist nicht nur Anbetung, hier ist die persönliche Bindung. Gewiß sind Hände aus dem Bereich menschlicher Vorstellungswelt genommen, aber wie schön und klar drücken sie aus, was sonst überhaupt nicht anzudeuten, festzuhalten und zu erklären wäre: Daß Gott uns geschaffen hat, daß er uns hält und erhält, daß wir geborgen sind in ihm. Aber zugleich wird auch etwas deutlich von dem großen Staunen, und es müßte auch bei uns etwas deutlich werden, die wir so eifrig sind im Forschen und Erforschen, im Kennen und Erkennen, dieses ehrliche Eingeständnis: Ich kann es nicht begreifen, es ist nicht zu fassen; die Erkenntnis, daß es gerade umgekehrt ist, denn so beginnt der 139. Psalm: »Herr, du erforschest mich und kennest mich.«

Klein oder groß

Alles, was ich hier über die Hände Gottes gesagt habe, möchte ich deutlich machen an einer kleinen, kindlichen Geschichte, die ich neulich gefunden habe. Da fragte ein kleiner Bub seine Lehrerin: Können Sie mir sagen, ob unser Herrgott große oder kleine Hände hat? Die Lehrerin mußte erst etwas überlegen, bis sie die Antwort gab: Weißt du, es müssen schon sehr, sehr große Hände sein, bei den vielen Dingen, die unser Herrgott schaffen muß. Der Bub überlegte. Er schien nicht überzeugt und sagte schließlich: Nein, das kann nicht stimmen. Kleine Hände muß unser Herrgott haben, ganz kleine. Wie könnte er denn sonst die Füßchen von den Ameisen machen?

Da haben wir's noch einmal, dieses Forschenwollen und

nicht Verstehenkönnen! So kindlich die Geschichte sich anhört, sie läßt die ungelösten Probleme des Makrokosmos und des Mikrokosmos anklingen. Wer kann begreifen – es ist nicht zu fassen!

Wer dem andern verzeiht, wer bereit ist zum Frieden, der streckt dem andern die versöhnende Hand hin – ein nicht minder großes und kaum zu verstehendes Wunder. Das aber sagt und zeigt uns das Neue Testament, wieder ein halbes Jahrtausend später. Gott ist es, der wieder seine Hand reicht, jetzt zum Friedensschluß. Bilder und Symbole zeigen auch das: Aus den Wolken des Himmels neigt sich hernieder die geöffnete, zur Versöhnung bereite Hand. Nicht mehr allein die Hand des Schöpfers, nicht die liebkosenden Strahlen der Sonne, es ist die Hand, die Frieden und Erlösung schenken will. Gottes ausgestreckte, zur Versöhnung bereite Hand wurde Fleisch und Blut und wohnte unter uns. Es war nicht nur eine Hand, es war ein Mann mit zwei Händen und dem liebebereiten Herzen: Jesus Christus. Das Neue Testament berichtet, wie er diese Hände zum Heilen und Segnen auflegte, wie er sie zum Beten erhob und wie sie schließlich durchbohrt am Kreuze hingen: Aus Liebe, zur Versöhnung und Erlösung. Mächtige Taten, durch seine Hände geschehen, sagt der Evangelist Markus (6, 2). Christus ist die gnädige Hand, die Gott uns reicht.

Und unsere Hände

Christus heute hat nur unsere Hände. Benützen wir sie in seinem Sinn, werden sie zu Gottes Händen an unsern Nächsten? Streicheln, liebkosen, heilen sie? Oder zerschlagen, hauen und töten sie? Auch durch unsere Hände will sich Gott beweisen. Dazu noch eine kleine Geschichte aus der Medizin. Da war Caroline Hampton Ende des letzten Jahr-

hunderts, Operationsschwester bei Professor William Steward Halsted (1852–1922), ein Arzt, der leidenschaftlich die Wundinfektion bekämpfte. Alle an den Operationen Beteiligten hielt er zu gewissenhafter Sauberkeit durch Karbol und Sublimat an. Aber durch den häufigen Gebrauch kam es an den helfenden Händen zu unangenehmen Hautschäden. So zeigte denn die Operationsschwester ihrem Chef ihre armen, entzündeten und mit Ausschlägen bedeckten Hände und bat, ihr den Abschied zu geben. Der Professor hatte von Anfang an dieser Persönlichkeit mit ihrem freundlichen Wesen und ihrem Fachkönnen eine warme Sympathie entgegengebracht. Er bat sie, ihre Entscheidung noch etwas hinauszuschieben. Tag und Nacht sann er darüber nach, wie er ihren Händen helfen könne, damit sie wiederum ihren hilfreichen Dienst tun könnten. Schließlich hatte er einen glücklichen Einfall. Er ließ Gummihandschuhe anfertigen, die sich wie eine zweite Haut über die Hände ziehen ließen. Sie schützten nun die Hände der Helfenden und ihre leicht erzielbare Reinheit half den Patienten. Freudestrahlend überreichte der Professor seiner Operationsschwester diese Handschuhe, die man bald Handschuhe der Liebe nannte, sie sind zu einer Wohltat für Ärzte und Patienten geworden.

Von den streichelnden Händen der Sonne über die bewahrenden Hände Gottes und die heilenden Hände Jesu haben wir Kraft und Mut gefunden, auch an die Aufgabe unserer Hände zu denken. Daß wir sie dann auch zur Tat einsetzen, das wäre allerdings wunderbar und hoch und kaum zu begreifen.

Paulus erstmals in Athen

Es war ein weltgeschichtlicher Augenblick, als mit Paulus die Botschaft von Jesus Christus die Hauptstadt des Geistes, der Kultur und der Religion erreichte. Die Götterwelt des Griechentums hatte bisher dem Mittelmeerraum ihr Siegel aufgedrückt. Paulus hatte auf seinen Reisen genug davon gesehen. Nun stand er im Zentrum selbst. An keinem Ort der Erde war so viel vollendete Kunst auf einem Fleck vereinigt wie in dieser Stadt: Tempel, Altäre, Statuen, Bibliotheken... Paulus sieht es wohl und er ergrimmt im Geist, wie es in der Apostelgeschichte heißt. Für ihn ist das nicht Kunst, sondern Götzendienst. Allein steht er – ein Vorkommando, ein Schrittmacher – diesem Heidentum gegenüber. Er wagt es, auf dem Markt, der Diskussionsstätte, mitten unter den Philosophen, Christus und dessen Auferstehung zu verkündigen. Schon war man mitten in einer erregten Auseinandersetzung. Leben nach dem Tode – das war ja eine alte Streitfrage der Philosophie. Die einen, die Epikuräer, leugneten die Unsterblichkeit der Seele, die andern, die Stoiker, behaupteten sie. Sie alle merkten: Es geht um eine neue Lehre, sie sagten: Das sieht nach neuen Göttern aus, die wir noch nicht kennen. Das erregte Aufsehen und ihr Interesse. Hieß es doch allgemein von den Athenern, daß sie auf nichts anderes als auf Neuigkeiten versessen waren. Hier glaubten sie auf ihre Kosten zu kommen.

Die Agora ist ein guter Ort für Streitgespräche, nicht aber zum ruhigen Anhören einer Rede. So führten sie Paulus auf den Areopag, die alte Gerichtsstätte, die sich unmittelbar neben dem Markt erhebt. Man muß ein ganzes Stück steigen, aber dann steht man auf einer Anhöhe, ungestört, mit einem großartigen Ausblick hinunter in die Talebene von

Athen mit seinem Straßengewirr, den öffentlichen Bauten, unzähligen Tempeln und Götterstandbildern. Und gerade gegenüber ragt die Akropolis auf, eine gewaltige Götterburg. Auf diesem Felsklotz mitten in der Stadt, fast 100 m hoch, haben die Athener seit Perikles nichts anderes geduldet als Tempelbauten. Da steht das Wunderwerk des Parthenon mit einem Wald von 98 Säulen. Darinnen die Statue der Pallas Athene, vom Künstler Phidias aus Gold und Elfenbein geschaffen.

Heute ist der Areopag ein nackter Felsen. Nichts erinnert mehr an die Gerichtsstätte. Auf rohen, unbehauenen Stufen klettert man die 20 m empor. Man sieht in der Tiefe den alten Markt, der erst in den letzten Jahren bis auf die damaligen Steine und Mauerreste ausgegraben wurde. Immer noch erhebt sich fast greifbar gegenüber die Akropolis. Der Parthenon steht als Ruine dort. Das Bild der Göttin ist verschwunden. Reisende aus aller Welt klettern in den alten Stätten umher, staunen, lassen sich erklären und photographieren. Sie hören viel von der Wiege der abendländischen Kultur. Aber hier auf dem Areopag können sie etwas finden, das den Grundstein bildet für das christliche Abendland und seine Kultur. An einer Felsenseite des Areopag ist seit 1937 eine Kupferplatte eingelassen. Auf ihr steht in griechisch-klassischer Sprache jene Predigt, die Paulus hier gehalten hat, im Wortlaut des Neuen Testaments, Apostelgeschichte 17, 16-37: »Andres Athenaioi..., Männer von Athen...«

Als ich auf einer Griechenlandreise vor dieser Tafel stand, da wurde es trotz der vielen Besucher rechts und links ganz still in mir. Die Stimme des Paulus, die, menschlich betrachtet, längst verstummt ist, erklang wieder. Ich las nicht nur, ich hörte. Die Jahrhunderte waren übersprungen. Hier stand der Zeuge Jesu Christi. Das sagte er, das hörten

die Athener, an dieser Stelle. Hörten sie? Ich sah die Reste der griechischen Tempel, die Frömmigkeit des alten Götterglaubens war für immer dahin. Einige Säulen waren geblieben, gewiß sehr schön, aber sie können auch noch stürzen über Nacht. Aber ich hatte noch etwas anderes gesehen. Unten neben dem Markt steht die uralte Apostelkirche. Sie schaut hinauf zur Akropolis und zum Areopag. Obwohl sie so alt ist, ist sie nicht zerfallen, liebevoll wurde sie gerade wieder instandgesetzt. Oben in der Kuppel schaut mit tiefen, gütigen Augen ein bärtiges Antlitz auf den Besucher der Kirche, Christus. Er wurde an jenem Tag droben auf dem Areopag zum ersten Mal verkündigt.

Paulus wischte nicht mit einer Handbewegung hinweg, was einst der Glaube der heidnischen Griechen gewesen war. Wer solche Tempel baut, verrät die Ahnung von göttlicher Kraft und lebt in seinem Glauben. Denken wir nur nicht gering von den Opfern, Mühen und Leistungen, die für die alten Religionen gebracht wurden. Tun wir so viel für die unsrige? Hätten wir nicht allen Grund mehr zu tun? Paulus will die Ahnung des ewig Göttlichen zur klaren Gewißheit führen.

Die große Predigt

»Männer von Athen! An diesen Tempeln und Götterbildern sehe ich, daß ihr ein ausgesprochen religiöses Volk seid. Ich bin durch eure Stadt gegangen und habe eure Heiligtümer betrachtet. Zu meinem Erstaunen fand ich auch einen Altar mit der Inschrift: dem unbekanntem Gott. Gerade um diesen Gott zu verkündigen, bin ich nach Athen gekommen. Dieser Gott hat den leuchtenden Himmel über uns gemacht, drüben die Gebirge, dort das Meer, ja die ganze Welt. Wie sollte ein solcher Gott – und dabei deutet er

auf die Akropolis – in diesem Tempel wohnen, den eure Hände gebaut haben? Wie hätte er Menschenhände nötig, die ihn pflegen, wie es eure Priester drüben tun, er, der doch selbst allem, was lebt, Leben und Atem gibt? Er ist auch nicht nur der Gott eines einzelnen Volkes wie eure Pallas Athene drüben, oder wie eure olympischen Götter, die nach eurer Meinung nur die Griechen lieben und die andern als Barbaren verachten. Nein, alle Völker stammen von dem Einen. Freilich wohnt jedes Volk in seinem Land, das dieser Gott ihm gegeben hat. Was sie aber alle verbindet, ist das eine Ziel, das er ihnen allen gesteckt hat: Ihn sollen sie suchen, ob sie ihn fühlen und finden möchten. Dabei ist er nicht in weiten Fernen zu suchen, auf der Höhe des Olympos nicht und nicht in Delphi oder in Olympia, sondern wir leben, weben und sind in ihm. Ihr Athener habt schon etwas Wahres gefunden, denn einige eurer Dichter haben richtig gesagt: Wir sind göttlichen Geschlechts. Wenn das aber stimmt, so wollen wir doch nicht weiter so tun, als ob die Gottheit Dingen ähnlich ist, die geringer sind als wir selbst, nämlich leblosen Standbildern, wie sie eure Künstler dort droben und dort drunten sich ausgedacht und kunstvoll vollendet haben. Was bisher war, Athener, war eine Zeit der Unwissenheit. Gott hat darüber bisher gnädig hinweggesehen. Nun aber gebietet er allen Menschen zu hören, umzukehren und allein an ihn zu glauben.«

Mit der Weltschöpfung hatte Paulus begonnen, mit der Ankündigung des Weltgerichts will er schließen. Er denkt unaufhörlich daran, daß er auf dem höchsten Gerichtsplatz Athens steht. Welch eine Fügung, welch ein Gleichnis! Hier hielten Richter aus den vornehmsten Familien Athens ihre Sitzungen ab, um über jede Bluttat Recht zu sprechen. Die Einrichtung dieses Gerichtshofes ging auf graue Vorzeit zurück. Hier opferten in einer dunklen Felsspalte schwarz-

gekleidete Priester den Erinnyen, jenen Rachegöttinnen, die jeden mit ihrem Fluch treffen, der die Weltordnung stört, einen Armen ohne Mitleid von sich stößt oder die Bande der Familie zerreißt. Sie martern ihn mit Reuequalen und Gewissensbissen. Ja, Paulus weiß, daß der Fluch der bösen Tat über jeden Menschen kommt, gleich welcher Religion, und er verkündigt, daß Gott einen Tag angesetzt habe, an welchem er den ganzen Weltkreis zu Gericht laden wird. Und nun nennt er den einen Namen, den Namen, der über alle Namen ist.

Zum ersten Male erklingt öffentlich, von vielen zu hören, der Name Jesus Christus in Athen. Durch ihn wird Gott die Welt richten. Wie mag es ihnen durch und durch gegangen sein? Niemand will Angeklagter sein, niemand aber hat ein ganz reines Gewissen. Wenn er, der Angekündigte, mit Gerechtigkeit richten wird, wer wird dann bestehen? Wird die Szene zum Tribunal, wandelt sich jetzt schon der Zuhörer-raum zum Gerichtshof, der er ja von jeher war? Aber Paulus will nicht drohen, er will die Rettung zeigen. Er jagt nicht Furcht ein wie die Erinnyen, er will die Erlösung von Gewissensqualen und Seelennot verkündigen. Ein wunderbarer Satz steht in dieser Predigt, der in dieser Form nur hier vorkommt: Gott hat durch Jesus jedermann den Glauben angeboten. Das bedeutet – wir wissen das von Jesus selbst – »Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen« (Johannes, 5, 24). Ja, das war ein Angebot und das ist es noch heute. Das war eine Neuigkeit für die Athener, wie sie noch keine gehört hatten. Greifen die Athener zu, machen sie Gebrauch von diesem Angebot? Kommen sie zum Glauben? Ach, Paulus scheiterte bei den allermeisten mit einem Satz, den er hinzufügen mußte.

Das Gelächter des Unglaubens

Eines nahmen sie ihm nicht ab. Und doch war dies eine die Grundlage und der Kern jeglicher Verkündigung. Das sagte Paulus noch: Gott hat jedermann den Glauben angeboten, indem er Jesus auferweckt hat von den Toten. Da brachs auf, der Spott der Aufgeklärten, das wollten sie nicht glauben, das konnte man ihnen, den Athenern, nicht für wahr verkaufen. Und die Wohlmeinenden hatten nichts anderes zu sagen als: Wir wollen dich davon ein andermal hören. Keine Entscheidung, hinausgeschoben auf die lange Bank, wie es typisch war für die Griechen, heißt doch das Vertagen tatsächlich »ad calendas Graecas« im Altertum. Diesen griechischen Kalender können wir mit St. Nimmerleinstag bezeichnen. Nur ein winziges Häuflein von Zuhörern war im Gewissen getroffen und wurde gläubig, darunter einer von den Beisitzern des Areopaggerichtes selbst, Dionysius mit Namen. Sonst weiß das Neue Testament von keiner Gemeinde in Athen und von keinem Paulusbrief in diese Stadt. Athen blieb noch lange die Stadt der eitlen Schwätzer, der maßlosen Einbildung und des Größenwahns. Als einzige von den großen Weltzentren verschloß sie sich vierhundert Jahre dem Evangelium. Dann aber wurde aus dem Parthenon der Akropolis eine christliche Kirche. Christus zog endgültig auch in Athen ein.

Am Abend jenes Tages in Athen stand ich noch einmal auf dem Areopag. Ich setzte mich eine Weile auf den uralten Fels. Die Sonne sank und ließ Felsen und Marmorsäulen drüben auf der Akropolis purpurn erglühn. Immer violetter wurden die Farben. Ich aber überlegte. Worauf kommt es an? Woran sind die Athener gescheitert?

Gott bietet Glauben an, dir und mir und allen Völkern. Er bietet seinen Sohn an und hat ihn sich sogar nehmen las-

sen. Man schlug ihn ans Kreuz. Gott zog sein Angebot noch immer nicht zurück. Und er hat ihn von den Toten auferweckt. Siehe da, das ist den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit. Die einen knirschten deshalb mit den Zähnen, die andern lachten darüber. Aber ohne den Glauben daran kann Gott sein Angebot nicht aufrechterhalten. Die Juden verlangten Zeichen, die Griechen fragten nach Weisheit. Der Auferstandene, der ist das Zeichen. Der Auferstandene, der ist der Weisheit letzter Schluß. Wonach fragen wir? Doch auch nach der Auferstehung. O Gott, laß uns an den Auferstandenen glauben. Wenn er auferstanden ist, ist er nicht ferne von einem jeglichen unter uns. Ich bin bei euch – das ist der Auferstandene. Und in ihm leben, weben und sind wir.

Nicht vernichtet – nicht ausgelöscht – nicht untergegangen

Als Pfarrer ist man häufiger auf Friedhöfen als jeder andere. Gedenksteine sprechen eine deutliche Sprache. Was wurde nicht in schrecklichen Kriegen vernichtet, in Katastrophen ausgelöscht, ging bei Vertreibung und Flucht unter. Auch ich frage immer wieder nach dem Sinn und warte auf eine Antwort. Ich habe einmal eine bekommen, ganz unvermutet und darum besonders eindrücklich. Ich gebe sie weiter an alle, die fragen, an alle, die Leid tragen. Es war eine Beerdigung auf dem Mannheimer Friedhof, wie viele andere auch. Die Trauerfeier war gehalten, der Trauerzug vor dem offenen Grab angekommen. Es war ein Familiengrab und mein Blick fiel auf den Grabstein, der dort stand. Und da war die Antwort. Es war nicht, wie zu erwarten gewesen

wäre, ein Wort aus der Bibel. Aber was dort stand, atmete den Geist der Heiligen Schrift. Und so las ich:

Nicht vernichtet, sondern vollendet.

Nicht ausgelöscht, sondern im Licht.

Nicht untergegangen, sondern heimgegangen.

Ich habe dann bei der Bestattung diese Worte laut gesprochen und habe sie mir gemerkt. Zuhause habe ich die Bibel aufgeschlagen und die Worte gesucht, auf denen diese Aussagen beruhen und habe sie gefunden.

Das erste: Nicht vernichtet, sondern vollendet. Ja, vernichtet, das kann und muß man sagen. Ob es die Opfer der Weltkriege sind, Soldaten oder Zivilbevölkerung, ob es plötzliche Todesfälle im Verkehr sind oder ein bitteres Sterben an Krebs: Der Tod vernichtet. Nichts bleibt mehr als die Erinnerung, als ein paar Gegenstände des Gedenkens. So stellt sich der Tod dar. Und das ist so hart, so bitter, das tut so weh. Und nun das Bibelwort aus dem Hebräerbrief (12, 2): »Lasset uns aufsehen auf Jesus, den Anfänger und Vollender des Glaubens.« Einmal wegsehen vom Tod, weg von der Trennung, weg von der Angst. In Jesus ist Vollendung. Es ist an ihm selbst zu sehen. Er hat den Tod in seiner ganzen Härte und Gräßlichkeit erlebt. Jesus sollte am Kreuz für immer vernichtet werden. Er aber sagte als letztes Wort: Es ist vollbracht. Er vollendete im besten Sinne seinen Lebensweg auf dieser Erde, auch wenn diese Welt zuerst das Gegenteil annehmen mußte. Er vollendete den Auftrag, den ihm sein Vater im Himmel mitgegeben hatte. Und dadurch vollendete er die Erlösung des Menschengeschlechtes. Drei Tage später wurde es klarer als die Sonne: Er auferstand im Osterlicht und seine Jünger verkünden bis heute: »Jesus lebt, mit ihm auch ich! Tod, wo sind nun deine Schrecken?« Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Sein Sieg ist auch unser Sieg, seine Auferstehung unsere Auferste-

hung, seine Vollendung unsere Vollendung. Das ist das Hauptstück des christlichen Glaubens. Und er, der Aufgestandene, wird die Anfänge unseres Glaubens vollenden zur seligen Gewißheit, daß wir im Hinblick auf unsere Toten sprechen können: Nicht vernichtet, sondern vollendet.

Der zweite Satz hieß: Nicht ausgelöscht, sondern im Licht. Das Leben von Millionen wurde in den Kriegen ausgelöscht, oft in wenigen Sekunden, und dafür brannte es tagelang in schauerlichen Flammen. Das Leben von Millionen wurde ausgelöscht, weil verblendeten Menschen die Weltanschauung, die Rasse, die Religion, die Nation anderer Menschen nicht paßte. Nichts sollte bleiben, Namen und Stätten wurden ausgelöscht. Das Leben der Schwachen, der geistig Behinderten, der körperlich Mißgestalteten wurde ausgelöscht. Das war nicht mehr Krieg mit seinen bösen Folgen, das war eine ganz bestimmte, schreckliche, nichtchristliche, harte Meinung: Was fällt, soll man auch noch stoßen. Nein, heißt es hier: Nicht ausgelöscht. Vor Gottes Angesicht nicht, in Jesu Augen und in seinem Herzen nicht. Und so finden wir beim Propheten Jesaja das tröstliche, auf den kommenden Christus hinweisende Wort (42, 3): »Das geknickte Rohr wird er nicht zerbrechen und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen.« Jesus handelte so und sprach deutlich gegen die, die anders, die heidnisch dachten und handelten. Und wenn jene auch millionenfach auslöschten, was sie angeblich nicht gebrauchen konnten und denen sie in ihrer Anmaßung kein Recht zum Leben auf dieser Welt einräumten: Er verklärte sie in sein Licht, ihre Namen sind im Himmel geschrieben. Nicht vergessen, nicht gestrichen, nicht ausgelöscht, sondern im Licht.

Und schließlich das dritte: Nicht untergegangen, sondern heimgegangen. Ich denke an die Opfer, die in den großen

Meeren mit Schiffen untergegangen sind, die kein Grab gefunden haben, die vermißt sind, einfach verschwunden und unbekannt. Ich denke an die, die in der modernen Völkerwanderung, bei den riesigen Trecks in der Millionenumschichtung untergegangen sind, vertrieben aus der angestammten Heimat, wurzellos, weil ausgerissen, von den Stürmen des Untergangs verweht, nicht mehr auffindbar und registrierbar, die ein Grab am Straßenrand fanden, das bald unkenntlich wurde, die untergegangen sind in der bitteren Fremde, im Elende, wie man im Mittelalter sagte. Verloren für Heimat und Familie, verloren für immer? Nicht untergegangen, sondern heimgegangen, nicht verloren, sondern gefunden. Ja, ich denke an den verlorenen Sohn im Gleichnis Jesu. Denn dort steht das Wort: »Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen« (Lukas 15, 18). Wir kennen diese Geschichte: Dieser Sohn kam zurück, er fand heim. Es war ja nicht nur die äußere Entfernung, die dem Sohn zu schaffen machte. Er hat es ja deutlich gestanden, daß er gesündigt hatte, schuldig geworden war vor Gott und Menschen. Das ist ja der Stachel des Todes, das ist ja der Stachel der Weltgeschichte: Diese riesige Schuld, die Völker und Nationen, ihre Machthaber und ihre Untergebenen auf sich geladen haben und immer wieder auf sich laden. Das macht das Gedenken so schwer, das macht aber auch das Sterben so schwer, ja das macht auch das Erinnern an Verstorbene so schwer: Was habe ich versäumt, was habe ich falsch gemacht, wie bin ich schuldig geworden? Und schließlich die eine große Frage: Wo geht er, der Verstorbene hin, wo werde ich einmal selbst hingehen? Die Antwort gibt das Gleichnis: Zum Vater, in die Heimat. Und wie ist das möglich, trotz der Schuld? Schuld wird vergeben am Kreuz, der Sünder gerechtfertigt, der verlorene Sohn wiedergefunden.

Ich kannte in Halle während meiner Studienzeit einen Professor, der dort im Ruhestand lebte. Er hatte sich in seiner Theologie immer wieder mit diesen Fragen beschäftigt. Und als er starb, wünschte er sich diesen Satz auf seinem Grabstein: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehn. Er, der angesehene Theologieprofessor, stellte sich auf eine Stufe mit dem verlorenen Sohn, der wiedergefunden wird.

Das ist die Botschaft Jesu Christi: Der Tod wird nicht verklärt, sondern ernst genommen. Sünde und Schuld werden nicht verharmlost, sondern angeprangert. Aber der verlorene Sohn, die verlorene Menschheit wird um Christi willen angenommen, wenn sie bereit ist, einzusehen, einzugestehen und sich aufzumachen. Dann findet sie die Heimat, dort beim lieben Vater. Dann ist sie vollendet, daheim.

Geliebt in Ewigkeit

Ein Fürstengrab aus der Keltzeit wurde kürzlich bei Ludwigsburg gefunden. Alter: 2500 Jahre! Immer wieder gibt die Erde Zeugnisse der Menschheitsgeschichte frei. Denn vor uns haben Menschen gelebt, geglaubt, gelitten. Ob im Sand Ägyptens, ob in den Höhlen am Toten Meer, immer neue Funde kommen ans Tageslicht, werden erforscht, werden entziffert. Und nun appelliere ich an Ihre Fantasie, lieber Leser. Stellen Sie sich vor: Da wird wieder irgendwo eine uralte Kulturschicht angeschnitten, die Forscher halten Schriftzeichen in der Hand: Sie rätseln, was sie bedeuten, sie entziffern Buchstaben um Buchstaben. Langsam erhalten die Worte Sinn. »Gott ist« – lesen sie. Was ist Gott? Wird hier das uralte Rätsel gelöst? Wer ist Gott?

Dann gelingt es. Äußerste Spannung! Buchstabe gesellt

sich zu Buchstaben: L-i-e-b-e. Gott ist Liebe. Seien Sie nicht enttäuscht! Das ist längst entdeckt und buchstabiert. Als es das erste Mal aufgeschrieben, gelesen und erfaßt wurde, da war es eine Sensation. Endlich etwas Genaues über Gott. Nicht nur Ahnungen in der Natur, keine Angst vor zerstörenden Kräften, keine Furcht vor Strafe, Qual und Vernichtung. Gott ist Liebe. Sensationen sind Tagesereignisse und vergehen. Aber diese Feststellung hier vergeht nicht. Sie ist der Kernpunkt des Neuen Testaments, Johannes 3, 16: »Also hat Gott die Welt geliebt.«

Und dann die Stelle aus dem 1. Johannesbrief 4, 7.8:

»Lasset uns untereinander lieb haben; denn die Liebe ist von Gott, und wer liebt, der ist von Gott geboren und kennt Gott. Wer nicht liebt, der kennt Gott nicht, denn Gott ist Liebe.«

Diese große Aussage ist uns so selbstverständlich geworden, daß wir auf diesem Grunde leben ohne es mehr richtig zu wissen. Das große Ereignis war mit Christus in diese Welt gekommen. Diese Liebe wollte uns erfassen und wir sollten wissen: Wir werden geliebt. Erinnern wir uns noch, was das schon im menschlichen Leben bedeutet, geliebt werden? Wie war das bei der ersten großen Liebe: Mehr als Überschwang eigener großer Liebe »O Mädchen, mein Mädchen, wie lieb ich dich« – war doch das andere: »Welch Glück, geliebt zu werden!« Deshalb fügt die Bibel hinzu (1. Johannesbrief 4.10):

»Darin besteht die Liebe: nicht, daß wir Gott geliebt haben, sondern daß er uns liebt und seinen Sohn gesandt hat.«

Aber dieser Christus hat es selbst vorausgesagt: »Der Unglaube wird überhand nehmen, deshalb wird die Liebe in vielen erkalten.« (Matthäus 24, 12). Gibt es wirklich keine Liebe mehr?

Die Geschichte vom kleinen Juko

Sie ist damals passiert, als die so furchtbaren Kriegsfilme liefen, darunter der mit dem fürchterlichen Titel: Verdammte in alle Ewigkeit. Das empfand auch ein Lehrer im Bayerischen Wald, als er wieder einmal ein Aufsatzthema für seine 10jährigen Buben und Mädchen suchte. Immer nur Haß und Angst und Laster als höhere Macht in Film und Literatur? Warum denn verdammte in alle Ewigkeit? Und so war es ein Einfall, man darf schon sagen, eine Eingebung, als er den Kindern sagte: »Ihr habt eine Stunde Zeit, schreibt, was euch einfällt, hier ist das Thema.« Und er schrieb es an die Tafel, das Gegenteil: Geliebt in Ewigkeit. Die Kinder machten große Augen, kauten am Federhalter und dann schrieben sie. Das Ergebnis dieses denkwürdigen Aufsatzthemas wanderte hinaus in die Welt, wurde zu einem pädagogischen Fall, aufgegriffen von Schulbehörden, Ärzten, Geistlichen, Psychologen. Eine Illustrierte brachte das Bild des Lehrers mit seiner Klasse, einige der Aufsätze wurden veröffentlicht. Was hatten die Kinder geschrieben? Nun, es waren kleine Erzählungen, Zeugen der Liebe zu einem zahmen Reh, einem verletzten Hund, zu einer Puppe, die Buben schrieben vom Motorrad oder einer weiten Reise. Es war unbestreitbar ein großes Durcheinander der Gefühle, aber jedes einzelne echt wie Gold. Aber da war auch der kleine Juko Janosch. Man sah sein Bild: Zehn Jahre, ein Waisenkind, von irgendwo her, fremd dort, wo er lebte. Tausende wußten nun, was dieses Kind sich damals gedacht hatte, als auf der Tafel stand: Geliebt in Ewigkeit. Und sie lasen: »Ich möcht' mal wieder ganz satt sein. Und ich möcht' ein' Vatter haben, der sagt: Mein lieber Juko. Und ein paar Stiefel wegen Schnee, braun. Und ich möcht ein' Mutter haben die sagt: Geliebt in Ewigkeit. Amen.«

Die Geschichte geht weiter

Diesen Sehnsuchtsruf des kleinen Juko las einer am Niederrhein. Er sagte zu seiner Frau: »Wir haben unseren kleinen Jan damals durch einen Unglücksfall verloren, so alt wäre er jetzt wie dieser Juko. Was meinst du?« Die Frau las zwei- und dreimal und dann gab sie ihr Ja. Sie schrieben noch am gleichen Abend an den Lehrer im Bayerischen Wald. Und eines Tages kam Juko an, ein Pappschild mit Namen und Zielort um den Hals. Er war ein scheues, mageres Geschöpf. Aber der neue Vater nahm ihn fest an der Hand und meinte: »Dich kriegen wir schon wieder zurecht.« In die Joppentasche hatte der Lehrer ein Bild gesteckt, es zeigte das kleine Schulhaus mit der Klasse und er hatte drunter geschrieben: »Meinem kleinen Juko zum Abschied, sei geliebt in Ewigkeit.« Der neue Vater meinte, noch nie ein so bescheidenes Schulhaus gesehen zu haben. Aber die Mutter sagte: »Was heißt hier klein, wenn nur das Herz groß ist«, und schloß das fremde Kind in die Arme, als sei es von jeher das ihre gewesen.

Nur wer Liebe erhalten hat, kann sie weitergeben. Die Quellen in den Bergen empfangen immer wieder von oben das Wasser, sonst könnten sie nicht sprudeln. Lieben kann nur, wer geliebt wurde. Deshalb ist der Urgrund aller Liebe Gott, der die Liebe in Christus gibt. Und wenn Glaube und Hoffnung einst erfüllt sind, wird die Liebe bleiben, denn sie ist die Größte unter ihnen.

Etwas zärtlicher

Wie sieht es in der Welt aus? Der Glaube schwindet und die Liebe auch. Man spürt es leider: Schon die Tonart ist härter geworden und die Rücksichtslosigkeit und die Eigenliebe

und der Haß. Es gibt noch Liebe, aber sie versteckt sich, sie ist scheu, man geniert sich. Nun leben wir tatsächlich in einer Zeit, die den großen Worten abhold ist. Ist es nicht wirklich zu vollmundig, wenn wir von »Liebe« sprechen? Die alemannische Sprache kennt wohl das Wort Liebe. Aber sie kann nicht sagen: Ich liebe dich. Und doch wird geliebt. Man sagt es eben einfacher und vielleicht umso ehrlicher: »I ha di gärn.« Versuchen wir doch, miteinander etwas zärtlicher zu sein, etwas mehr davon zu zeigen, daß wir uns untereinander gern haben. Das ist doch eine gewaltige Verheißung, die uns hier gesagt wird: »Dann bleibt Gott in uns.« Überwinden wir Hemmungen und Konventionen. Schauen wir auf Christus, der mit seiner Liebe die Welt umfassen hält. Tun wir's aus diesem einen Grund: Wir sind geliebt in Ewigkeit. Ich fand einige Sätze von Phil. Bosmans, gegründet auf Glauben, erfüllt von Hoffnung und gesagt als schlichte Liebeserklärung: »Ich glaube an das Wunder, daß in jedem Haus, jeder Straße, jeder Stadt der eine zum andern sagen wird: Du, ich habe dich doch gern. Ich will alle bitteren Worte aus meinem Mund weglegen und mein Herz mit Güte füllen und meine Hände mit der Gabe der Freundschaft. Du, ich habe dich gern – sag es weiter mit Worten oder ohne Worte. Sag es mit einem Lächeln, mit einer Geste der Versöhnung, mit einem Händedruck, mit einem Wort der Anerkennung, mit einer Umarmung, mit einem Kuß, mit einem Stern in deinen Augen. Sag es weiter mit tausend kleinen Aufmerksamkeiten, jeden Tag aufs Neue: Ich habe dich so gern.«

Aus Psalm 139

Mein Gott, ich bin dir so gut bekannt,
du hast mich stets beim Namen genannt,
du kennst mich bis hin zum letzten Hauch
und meine Gedanken weißt du auch.

Du hältst mich ganz fest an meiner Hand,
umgibst mich schützend wie eine Wand,
gehst treulich mit auf jeglichem Pfad,
bist immer mir nah mit deinem Rat.

Ob hell am Tag, ob tief in der Nacht,
ob an die letzte Grenze gebracht,
ich kann nicht fliehn, du bist einfach da:
O Gott, ich frag, was da mir geschah?

Ich kann's nicht fassen, wie ist es schwer,
wo nehm ich Wissen und Kenntnis her? –
Ich glaube ganz schlicht, ich hör' aufs Wort,
ich beuge mich dir, ich geh' nicht fort.

Du gabst das Leben, drum bin ich dein.
Dein Sohn wird Herr mir und Heiland sein.
Drum lenke mein Herz, laß glauben mich
und leite den Weg auf ewiglich.

(Siegfried Heinzelmann)

Bibelstellenverzeichnis

		Seite
5. Mose	5, 1	17
Psalm	1	41
	19, 2	26
	23	32
	26, 8	19
	39, 1.2	25
	73, 19.20	117
	90, 1.2	29
	90, 5	28
	92, 14.15	47
	93, 3.4	31
	104, 1.2	39
	104, 13.14	66
	116, 8.9	35
	119, 18	21
	139, 5–10	122, 123
	139, 23.24	35
	139	141
Sprüche	8, 14.15	18
Prediger	11, 1.2	70
Jesaja	1, 18	56, 99
	42, 3	134
	50, 4	23, 24
	53, 2–5	98, 99
Jeremia	29, 7	18
	29, 13	61
Maleachi	3, 14–18	116, 117, 119
Matthäus	6, 6	59
	7, 5	63
	7, 7	61
	7, 12	65
	7, 24–27	37, 38
	8, 20	90
	10, 27	7
	11, 15	23
	12, 36	24
	13, 3–8	67
	13, 19–23	67

		Seite
Matthäus	13, 33	67
	14, 31	30
	15, 19	25
	18, 3	78
	21, 42	44
	24, 12	137
Markus	6, 2	124
	8, 18	22
Lukas	2, 49	19
	2, 52	15
	6, 45	25
	12, 49	71
	13, 8	41
	15, 18	135
Johannes	3, 16	137
	4, 20–24	20
	5, 24	130
	6, 33–35	67
	12, 24	68
	14, 2	16
Apostelgeschichte	17, 16–37	127
Römer	9, 20	50
	11, 33–36	54
	1, 18–24	103
1. Korinther	3, 11	37
	10, 16.17	69
	11, 23.24	68
	8, 9	91
2. Korinther	5, 22	43
Galater	1, 13	49
Kolosser	3, 14.15	17
2. Timotheus	1, 7	56
1. Johannes	4, 7–10	137
	5, 3	118
	2, 17.18	95, 96
Hebräer	12, 2	133
	13, 17	17
Jakobus	1, 6	30

Siegfried Heinzelmann, zuletzt Dekan in Baden-Baden, hat in diesem Band eine Auswahl aus Andachten zusammengestellt, die er im »Südfunk-Stuttgart« und im »Südwestfunk Baden-Baden« gehalten hat. Er ist, über sein Wirken als Pfarrer hinaus, durch diese Rundfunkandachten weithin bekannt geworden, wie auch als Verfasser und Herausgeber zahlreicher Bücher.

Was der Autor sagt, ist immer kurzweilig, wird originell und lebendig dargeboten: Sprachlich verständlich, bildhaft, in kurzen Sätzen, in den Beispielen zeitbeständig. Siegfried Heinzelmann besitzt erzählerisches Talent und vermag auch historische und biblische Zusammenhänge einsichtig darzustellen. In seinen Aussagen will er zum Zentrum biblischer Botschaft führen. Er schöpft aus reichen Lebenserfahrungen, mit denen er vielen Menschen Stärkung, Freude und Zuversicht zu geben vermag. Wer selbst predigt oder seelsorgerlich helfen will, ist erstaunt und beglückt über die vielfachen hilfreichen Gedanken und Handreichungen.

Das ist der Grund, diese »Hörtex-te« nun auch als »Lesetexte« neu vorzulegen.

Sonnenweg-Verlag

ISBN 3 7975 0301 6